

DIE FACKEL

Nr. 315/316

26. JANUAR 1911

XII. JAHR

Glossen

Von *Karl Kraus*

DIE RIEDAUER

Beim Typhus kapiere sie's. Da steht eine liberale Welt gegen das rückständige Riedau. Will einer sie vor geistiger Gefahr schützen, so schützen sie alle die geistige Gefahr vor ihm. Immer ist Typhus, immer fühlt sich einer verpflichtet, den Fall anzuzeigen, und immer werden ihm statt Brotes Steine gegeben. Die Anzeige eines Typhusfalls ist die handgreiflichste Wahrheit, die einer sagen und an der sich eine Gemeinschaft versündigen kann, deren Denken nicht über die nächste geschäftliche Raison hinausgreift. Riedauer, denen die Anzeige eines Typhusfalles peinlicher ist als Typhus, gibt's nicht nur in Riedau. Aber Riedauer, die vor der Verbreitung tieferer Wahrheiten zurückschrecken, nur außerhalb Riedaus. Was gilt die Wette, sie sitzen in den Redaktionen, die jetzt auf dem Grab des Doktor Franz Leitartikel pflanzen, in den Körperschaften, die protestieren, und sind unter den Persönlichkeiten, die sich durch munifizierte Spenden hervortun und denen viel daran liegt, immer voranzugehen, und wäre es selbst mit gutem Beispiel. Die hausbackene Tragik des Opfers seiner Pflicht verstehen sie alle. Der Denker, der ohne Auftrag sich der höheren Erfüllung opfert, stirbt ohne Beileid. Dieses humane Gesindel beschimpft die ehrlichen Krämer, die einem Arzt, der ihnen das Geschäft verdarb, die Praxis entzogen. Als ob es nicht dieselbe Gesinnung wäre, die überall gegen die Gesittung rebelliert und anderswo nur in der Furcht vor Blamage erstickt. Als ob nicht überall die Lust bestünde, ein Herz zu kränken, weil eine Tasche beleidigt war! Wenn die Kollegen, denen der Arzt in Klagebriefen seine Situation geschildert hat, postwendend ihr Standesbewußtsein betätigt hätten, so wäre jenem die Niederlage im aussichtslosen Kampf gegen die beleidigte Gewinnsucht erspart geblieben. Jetzt kauft sich die Humanität durch Sammlungen ihre Ehre, denn billiger als einen bedrohten Arzt retten ist es, gegen seine Nachkommen großmütig zu sein. Daß es ihr aber weniger um die Hinterbliebenen des Doktor Franz zu tun ist als um die Zurückgebliebenen von Riedau, daß der Fortschritt hier die Humanität überflügelt hat, bewies ein Vorschlag der Neuen Freien Presse. Weil jede Verletzung ethischer Pflichten durch geschäftliche Rücksichten ein Greuel vor dem Herrn Benedikt ist, hat er sich kurz entschlossen einen Mann verschrieben, der ihm als geborener Oberösterreicher kompetent für eine Riedauer Angelegenheit zu sein schien. Es ist dies jener Herr Julius Bittner, der bisher bloß als Christ der Neuen Freien Presse ausgeholfen und durch eine Reihe urwüchsiger Feuilletons in kurzer Zeit Aufsehen erregt hat. Da nämlich die Herren Bahr und Burckhard nicht mehr ganz frische Linzerische Buam sind, so war Herr Bittner berufen worden, um es den österreichischen Behörden »einizusagen«, überhaupt diese Zustände zu geißeln und durch die gelegentliche Einflech-

tung des Wortes »halt« jenen Erdgeruch zu verbreiten, der den angestammten Esprit der Auern— und Wertheimer wohltuend ergänzen könnte. (Wobei freilich die Neue Freie Presse vergessen hatte, daß auch Herr Salten »halt« sagt und daß es dazu nicht der Erwerbung eines echten Oberösterreichers bedurft hätte.) Weil es sich aber jetzt um ein spezifisches Problem aus dem Innviertel handelte und man von Bittner voraussetzen konnte, daß er seine Riedauer kennen werde (worin man sich nicht getäuscht hat), so ließ man ihn den Leitartikel schreiben. Herr Bittner lieferte seine Landsleute — ös Männer — mit Haut und Haaren der Aufklärung aus und lud diese zu einer höchst eigenartigen Revanche an den Riedauern auf [ein?]. Es sei Ehrenpflicht eines Arztes, so etwa sagte er, die Behandlung eines sterbenden Riedauers zu verweigern und die gebärenden Riedauerinnen im Stich zu lassen. Das werden sie davon haben. Not lehrt bloß beten, aber der Tod lehrt die Aufklärung. Wenn die Riedauer hin sind, werden sie schon sehen. Wüßte man nicht genau, daß hier ein Aufgeklärter spricht, man würde glauben, es spreche ein Riedauer. Bei Epidemien schlägt das unwissende Volk die Ärzte tot: das wissende demonstriert für die Ärzte durch Verbreitung der Krankheiten. Herr Bittner ist sonst ein gutartiger Opernkomponist; und als Richter sollte er wissen, daß die Verweigerung ärztlicher Hilfe auch in den schwersten klerikalen Fällen ein Delikt ist. Die wahren Riedauer schreiben keine Leitartikel und haben unter dem unwiderstehlichen Zwang ihrer Dummheit gehandelt. Kann man sich künftig noch über den Geist von Riedau erbozen, wenn das liberalste Blatt die Humanität auf so grausame Art durchsetzen möchte? Dieser Großstadt, die ihren Scharlachkranken die Spitalsbetten verweigert und ihre Tuberkulösen auf Schubkarren zum Amt eskortieren läßt, steht es schlecht genug an, sich über die Bauern zu entrüsten, die das Geheimnis eines Typhusfalls vor der Behörde wahren möchten. Hätten die Riedauer das Geld gehabt, um in die Neue Freie Presse die Erklärung einrücken zu lassen, daß das Gerücht von einer Typhusepidemie in Riedau aus der Luft gegriffen sei, der Doktor Franz wäre heute am Leben. Die Neue Freie Presse, die gewerbsmäßig jeden Keuchhusten aus jeder Sommerfrische abtreibt, hätte nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal ihr Verständnis für den Gedankengang der Riedauer bewiesen. Diese rächen sich am Arzt, der ihnen die nächste Profitquelle vergiftete, da nach seiner Anzeige die Einquartierung unterblieb. Die Hoteliers der Riviera helfen sich bei Blatterngefahr mit Annoncen. Und es ist immerhin möglich, daß vor einigen Jahren mehr Leser der Neuen Freien Presse in Nizza die Blattern bekamen, als Soldaten in Riedau sich den Typhus geholt hätten. Die Blindheit, die sich ein nahes Geschäft nicht entgehen lassen möchte, ist nicht so gefährlich, wie die Erkenntnis, die durch bezahlte Dementis Gesunde in die Gegend lockt, und hundertmal verächtlicher ist es, wenn die Aufklärung von der Gewinnsucht, die eine Epidemie verheimlicht, Prozente nimmt, als wenn die Unbildung aus Gewinnsucht eine Epidemie verheimlicht. Einen Arzt in den Tod treiben, weil er die Wahrheit gesagt hat, ist inhuman; schimpflich ist, im Irrtum zu beharren und einen Inseratenagenten leben zu lassen. Riedau ist größer, als man glaubt. Die Volkszählung, die jetzt im Zuge ist, wird feststellen, wie viel Riedauer es in Österreich gibt, wobei wir wieder zwischen den wahren und den unwahren zu unterscheiden haben werden.

* * *

Unter wesentlich günstigeren Umständen als der arme Doktor Franz in Riedau praktizieren die Wiener Ärzte. Vielleicht nimmt man es auch ihnen übel, wenn sie einen Typhusfall zur pflichtgemäßen Anzeige bringen; sicher aber legt man ihnen kein Hindernis in den Weg, wenn sie ein Übriges tun und so gewissenhaft sind, das Geheimnis eines Patienten auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Man betrachtet eben in Österreich die Enthüllung einer Epidemie als Verrat des ärztlichen Geheimnisses und unterstützt die Bemühungen jener Ärzte, die sich von angeborener Geschwätzigkeit oder aus Rachsucht dazu bestimmen lassen, die erforderlichen Schritte zur Publizierung der Ordinationserlebnisse zu unternehmen, und die sich durch keine Rücksicht, aber auch durch keinen Versuch einer Einschüchterung, »ja nicht einmal durch die Furcht vor Vernichtung ihrer bürgerlichen Existenz«, von der Erfüllung ihrer Pflicht abbringen lassen. Geschieht ihnen dann doch einmal etwas, wird ihnen etwa ein Roman verboten oder mischt sich gar jene Körperschaft hinein, die als berufliche camera caritatis lieber ein Auge zudrückt als es einer Krähe auszuhacken, so halten sie sich für ein Opfer ihres Berufs und beklagen sich darüber, wie wenig Verständnis an den maßgebenden Stellen ihrer gemeinnützigen Tätigkeit entgegengebracht werde und wie wenig Dank die rückständige Öffentlichkeit jenen wisse, die doch so viel zu ihrer Aufklärung beigetragen haben. Ob die Anzeige eines Typhusfalls ein Eingriff in das Privatleben ist und die Abfassung von Memoiren eine behördlich vorgeschriebene Pflicht, das Publikum hierzulande weiß es nicht mehr, und die ärztliche Ethik, die man durch gelegentliche Kontrolle kopfscheu gemacht hat, kann sich nur helfen, indem sie von Fall zu Fall je nach den Umständen und Verbindungen urteilt. Sicher ist, daß sie den offenherzigen Zeitungsnotizen sympathisch gegenübersteht, welche ein Wiener Sanatorium von Zeit zu Zeit über seinen Bestand an Patienten veröffentlicht. In den Wochen, da sie es beklagt, daß man einem armen Landarzt, der einen Typhusfall angezeigt hat, die Fenster einschlägt, findet sie es durchaus erfreulich, daß ein großstädtischer Sanatoriumsbesitzer dem Publikum seine sämtlichen Patienten vorstellt. In Riedau wurde die Krankheit genannt, aber nicht der Kranke, und der Arzt mußte es dennoch mit dem Tod büßen. In Wien wird bloß die Neugierde geweckt, an welchem Leiden wohl der Mr. Fleischmann aus San Franzisko oder die Mme. Balabanoff aus Tomsk darniederliegen mag, und die Teilnahme wird rege, weil die Familie Nanopulos—Karmiropoulou aus Alexandrien noch immer in der Liste geführt wird, und die Hoffnung, daß es dem Herrn Abramoglou aus Konstantinopel schon besser geht und daß der Ritter von Urschitz aus Padua bestimmt davonkommen wird, wenn auch mit etwas weniger Geld, während man überzeugt ist, daß der Senator Schmer aus New—York entschieden abgenommen hat, und sich das Interesse schließlich den »zahlreichen Angehörigen der österreichisch—ungarischen Monarchie« zuwendet, die zwar nur summarisch genannt werden, aber was immer ihnen fehlen mag, auf die Teilnahme der ganzen Völkerfamilie rechnen dürfen. Ich selbst war neulich nahe daran, mich bei Herrn Professor Noorden telephonisch zu erkundigen, ob es sich in der Mehrzahl bloß um eine Entfettungskur handle oder Gottbehüte um Zucker, und in diesem Fall eine tabellarische Aufstellung nach Prozenten und Vermögensklassen zu erbitten. Da es aber immerhin möglich war, daß sich Herr Noorden auf das ärztliche Geheimnis zurückgezogen hätte, und ich mich doch nicht blamieren wollte, so unterließ ich die Anfrage. Ich glaube, daß aus einem Mann wie Noorden nichts herauszubringen ist. Wollte man ihm aber be-

deuten, daß ein Arzt, der die Insassen seines Wartezimmers auf der Gasse ausrufen läßt, das ärztliche Geheimnis verletzt, so dürfte er entgegnen, es handle sich um kein Wartezimmer, sondern um ein Hall und es handle sich um kein Sanatorium, sondern um ein Hotel. Folglich können die Patienten von Glück sagen, daß sie in eine Liste und nicht — wie eine naheliegende Möglichkeit immerhin befürchten läßt — in einen Roman kommen. Denn ein Zimmerkellner kann zwar eine Indiskretion begehen, aber man kann nicht gut sagen, daß der Verrat seines Berufsgeheimnisses ein Standesdelikt sei. Der zufällig graduierte Hotelier ist sicher so entgegenkommend, die Passagiere auf jene Möglichkeit aufmerksam zu machen, und über die Einrichtung der Fremdenliste hat sich noch kein Fremder beschwert, der nicht gerade auf ein Stundenzimmer kapriziert ist, und keine Fremde, die nicht gerade ein Wochenbett zu beziehen wünscht. Und weder das eine noch das andere ist im Cottage—Sanatorium zu haben, es ist ein solides Hotel, bitte sehr, in dem der Gast sich wie zu Hause fühlt, und wo man einmal dem Stubenmädchen läutet, zweimal dem Arzt und erst beim dritten Mal der Universitätsprofessor erscheint, um nachzusehen, um wieviel Kilo, Prozente oder Kapital der Herr von Nr. 213 abgenommen hat. Wäre es anders, handelte es sich um kein solides Hotel, das eine Fremdenliste, sondern um ein unsoliden Sanatorium, das eine Patientenliste veröffentlicht, so müßte, bitte gleich, die Ärztekammer beweisen, daß sie kein Hotel—Gremium ist, und die Staatsanwaltschaft müßte sogar ihre Verwandtschaft mit dem Besitzer der Anstalt verleugnen. Vor allem aber müßte dann die Volkszählungskommission einschreiten und die freche Konkurrenz dieser Statistik verbieten, bei der die Leute nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden, und die sich gleichfalls so gebärdet, als ob sie ein wissenschaftlicher Zweck wäre und kein grober Unfug.

* * *

Wozu

die Volkszählung war, weiß man endlich. Um den Statistikern über ihr grundloses Dasein hinüberzuhelfen und sie durch ein entscheidendes Erlebnis von den verzehrenden Melancholien zu bewahren? Hm. Um das Publikum den Staat fühlen zu lassen, weil die Leute, wenn man sie längere Zeit nicht zum magistratischen Bezirksamt vorlädt, übermütig werden? Immerhin. Oder weil in jedem Menschen eine unzerstörbare Sehnsucht nach dem Heimatschein lebt und weil es die Pflicht der Obrigkeit ist, dieser Sehnsucht gelegentlich mit der Anregung entgegenzukommen, seine Dokumente zur Ausweisleistung bereitzuhalten? Kann sein. Weil der treueste Anhänger dieses verlorenen Staates sich sagt, daß ihm ein Heimatschein noch immer lieber ist als dieser Schein von Heimat? Vielleicht. Weil in Österreich einer Behörde das was sie nicht weiß, unerheblich scheint, während sie das was sie ohnehin schon weiß, nämlich daß ich gebürtig, zuständig und wohnhaft bin, gern erheben läßt? Möglich. Weil die Stärkung der Hausmacht des Portiers wichtig war und weil ihm für die Verheimlichung des Meldzettels, die sich die Behörde hatte abtrotzen lassen, eine Revanche geboten werden mußte? Nicht ausgeschlossen. Weil abgebrannte Staaten vor allem auf die Idee verfallen, die Häupter ihrer Lieben zu zählen, und weil unbeschäftigte Ämter zum Zeitvertreib gern die Leut »umanand« treiben? Hat viel für sich. Weil die Aussichtslosigkeit vor diesem Chaos von Dialekten, in dem sich die Entwicklung mit einem verdrossenen »Schieb i denn net eh an« wehrt, die Staatssekkatur zum Justament reizt? Das wäre plausibel. Weil wir der Volkszählung wirklich »wertvolle Aufschlüs-

se« verdanken, zum Beispiel, daß »wir heute bereits wissen, daß es nur eine Frage der Zeit ist, einer nahen Zeit, und auch wir haben eine City, zu der sich die Innere Stadt in unverkennbarer Weise entwickelt«? Traun! Das wäre ein Resultat. Die Erkenntnis ist wertvoll. Aber kann sie, können alle andern Argumente den großen Aufwand rechtfertigen? Also muß wohl die Volkszählung einen noch tieferen Grund haben, einen noch höheren Zweck, eine Bedeutung, von der die gezählten vierzig Millionen nichts ahnen? In einem Staat, in dem es nur markante Persönlichkeiten gibt, kommt es auf eine genaue Statistik gar nicht an. Man kennt die Leut eh. Man bemerkt jeden Gastwirt, der die Freundlichkeit hatte, sein persönliches Erscheinen beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Fiakereigentümers Anton Wurzer, genannt »der Blade mit der Nelken«, zuzusagen, und man achtet den Kaffeesieder, der unermüdlich an seiner Entwicklung gearbeitet und nunmehr auch das Mezzanin dazugemietet hat. Sie sind alle unterscheidbar und ragen alle hervor. Und alle wollen wissen, wie sich alle bei der Volkszählung benommen haben. Da man aber nicht alle in den Zeitungen nennen kann, die gezählt wurden, weil sonst der sogenannte Pallawatsch noch größer würde, so genügt allen die Versicherung, daß »der Minister a. D. Zacek, Graf Adalbert Sternberg und Frau Mizzi Günther vom Johann—Strauß—Theater ihre Zählbogen tadellos ausgefüllt haben«. Das entschädigt auch die Behörde dafür, daß die anderen Österreicher sich vielfach Ungenauigkeiten zuschulden kommen ließen. Das war die tiefere Bedeutung. Bei der Volkszählung hat es sich gezeigt, daß die großen, beispielgebenden Individualitäten noch nicht ausgestorben sind.

* * *

DIE POST

»Die deutsche Reichspostverwaltung beabsichtigt, wie schon im Abendblatte kurz berichtet, ihren Eilbestelldienst in größeren Städten dahin zu erweitern, daß die Postanstalten auf Anruf durch Fernsprecher den Auftraggebern zur Abholung von Briefsendungen Boten zuschicken, die diese Sendungen unmittelbar darauf bestellen. In Wien wird naturgemäß die Frage erörtert werden, ob nicht auch hier ... Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Postpräsidenten Hoheisel, der sich hierüber ... ich glaube nicht ... ich kann mir nicht denken ... es ist an sich kein häufiger Fall ... übrigens würde ... schließlich können sich ja jene, die sich nicht des Personals der privaten Eilbotenanstalten bedienen wollen, an die verlässlichen Wiener Dienstmänner wenden.«

Ich glaube nicht, daß von einem Manne, der Hoheisel heißt, viel für die Erleichterung des Lebens zu erhoffen ist. — Ich kann mir nicht denken, daß ein österreichischer Postpräsident anders funktionieren könnte. — Es ist an sich kein häufiger Fall, daß man in Wien eine Frage nicht erörtert, sondern gelöst hat. — Übrigens würde es die Erörterung lohnen, ob nicht wirklich die Leute, die für unsere Bequemlichkeit zu sorgen haben, glatt Piffke zu heißen haben und nicht Prschihoda. — Schließlich, wozu denn die Eisenbahn, hat einer einmal gesagt, der die Bewilligung erteilen sollte, daß sie in Betrieb gesetzt werde — der Stellwagen geht ja eh jeden Tag ... Es war aber kein Eisenbahnpräsident.

* * *

DER VERKEHR

Was der Wachmann, der an einer Wiener Straßenkreuzung postiert ist, eigentlich zu tun habe, wollte einer wissen. Und da man um die Antwort verlegen war, gab er sie selbst: »Er gibt acht, daß er nicht überfahren wird!« In Wien ist aber jeder gute Witz schon ein schlechter; es läßt sich hier keine Übertreibung ausdenken, die nicht in der nächsten Stunde vom wahren Sachverhalt überboten würde. Der Wachmann war gewarnt. Er aber wollte nicht hören, und nun ist richtig das Malheur geschehen. Er stand da, um den Verkehr zu regeln, und wurde überfahren. Auf Schritt und Tritt werden hier die äußeren Dinge des Lebens problemhaft. Wenn man heute ein Bild »Die schlechten Zeiten« malen wollte, müßte man ein Fiakerbankl malen, auf dem einige nachdenkliche Gestalten sitzen. Siesta der Verkehrshindernisse. Wenn man das heraufkommende Zeitalter darzustellen hätte, so wäre die Szene festzuhalten, wie der Wachmann, noch mit beschwörender Geste, von dem Automobil erfaßt wird. Der Chauffeur ist ein »Unhold«, kein Zweifel. Aber welchen Schnellfahrer würde nicht eines Tags die Lust überrennen, das Wiener Verkehrsleben zu überfahren? Fühlt sich doch hier selbst die Straßenbahn hingerissen, einen Omnibus umzuwerfen. So wahr das Pflaster von Neapel ebener ist als die Schienen der Ringstraße, so unmöglich ist es, den schon in der Anlage verfehlten Katastrophen dieser Stadt eine andere Teilnahme zu schenken als den Produktionen der Knockabouts, die einander zur Regelung des gesellschaftlichen Verkehrs den Schädel einschlagen.

* * *

VORSICHT

wäre der Neuen Freien Presse zu empfehlen, welche sich in die Sensation der angekündigten Memoiren Richard Wagners entschieden zu weit einläßt. Vorsicht ist notwendig, wenn Rücksicht nicht zu erwarten ist. Die Memoiren sollen ja, wie Herr Siegfried Wagner versichert, *ungekürzt* veröffentlicht werden! ¹

* * *

DIE UNBEUGSAMEN

»Der Hoftheaterzensor hat Bedenken wegen einiger Textstellen im zweiten Akt der Oper 'Der Rosenkavalier' erhoben. Es handelt sich um eine allzu intime Schilderung der Schönheiten der Mädchen vom Lande. Direktor Weingartner, der das Werk für die Hofoper vorbereitet, möchte die betreffenden Sätze durch Retuschen mildern. Davon wollen aber Richard Strauß und Hofmannsthal nichts wissen. Es wird sich ein Ausweg finden lassen.«

Ich glaube auch. Gewissenskonflikte, die sich nach der Abfassung eines Librettos einstellen, machen mir nicht bange.

* * *

1 s. Heft 6 # 04

EINE ÄLTERE FIRMA

»Auch die Moderne war im Programm reich und gut vertreten.
Das 'Schlaflied für Miriam' von Beer und Hoffmann ... «
Aber das trägt man doch wirklich nicht mehr!

* * *

BEITRÄGE

Eine kleine Genugtuung für das entsetzliche Erlebnis, das ihn betroffen hat, ist Herrn Moriz Benedikt schon zu gönnen. Er stand eines Morgens auf und fand meinen Namen in einer Annonce. Die Arbeit eines Lebens war vernichtet. Hatte er darum Nächte durchwacht, darum Felsen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht, daß ihm zuletzt dieser unstete Landstreicher durch seine künstlichsten Wirbel töple? Ein kurzer Schrei — dann aber folgte nicht, wie man erwartet hätte, die Entlassung des ganzen administrativen Personals. Wo war die alte Kraft geblieben? Irgendetwas schien in ihm gerissen. Der Mann soll vollständig gebrochen sein. Darum darf man ihm eine Freude wohl gönnen: die Freude an Beiträgen, um deren Publikation er gewußt hat. Allerdings bedeuten diese wieder eine Überraschung für die Autoren. Es handelt sich also um Beiträge von Leuten, die sie nicht beigetragen haben. Zum Beispiel braucht nur irgend ein hervorragender Jurist einem andern im Hörsaal einen Nachruf zu halten, so erscheint die Meldung unter einem Titel, der keinen Zweifel darüber läßt, daß der Nachruf eigens für die Neue Freie Presse geschrieben sei. Der Justizminister, der kürzlich auch mit einem Beitrag vertreten war, hielt mit dem Gefühl der Überraschung nicht zurück, und in einer nächsten Nummer mußte festgestellt werden, der Artikel sei nur »nach Äußerungen« des Justizministers verfertigt worden. Erzherzoge sind noch die verlässlichsten Mitarbeiter. Man kann auf Beiträge von ihnen rechnen, weil man ihre Berichtigungen nicht zu fürchten hat. Man kann sogar ihre »Äußerungen«, die man aus übertriebener Vorsicht als solche gebracht hat, nachher in »Artikel« verwandeln. Zum Beispiel hat der Erzherzog Rainer irgendetwas zu Herrn Professor Suesß geäußert, ohne eine Ahnung, daß er in einen Phonographen spreche, den ihm die Neue Freie Presse gestellt hatte. Aber schon nach wenigen Tagen war der »Eindruck des Artikels des Erzherzogs Rainer« eine Spitzmarke, unter der wir erfuhren, wie befriedigt man in Teplitz sei. In einem hochfeudalen Blatt wie der 'Zeit' würde dergleichen nicht auffallen. Hat man es doch Herrn Salten ohneweiters geglaubt, daß er wie's Kind im Erzhaus sei. Er würde im Gegenteil einen Beitrag des Erzherzogs Rainer unter der bescheidenen Aufschrift bringen: Ein alter Abonnent schreibt uns. Die Neue Freie Presse hat keine Veranlassung, den Namen eines Mitarbeiters zu unterdrücken. Erzherzoge, die Artikel schreiben, sind schließlich eine rare Erscheinung. Aber Erzherzoge, die keine Artikel, ja nicht einmal eine Berichtigung schreiben, deren soll es gar viele geben.

* * *

ZUR BERUHIGUNG

vieler, die sich an der Sammlung für die Hinterbliebenen des Dr. Franz zu beteiligen wünschen, erklärt die Neue Freie Presse ausdrücklich:

Wir halten die Auffassungen und Anregungen der geehrten Einsender der allgemeinen Beachtung wert. Wir werden diese hochherzigen Spenden, sowie die anderen uns zugekommenen Beträge *ihrem Zwecke zuführen*, und die Administration der Neuen Freien Presse ist *gerne bereit*, Beiträge zur Versorgung der unglücklichen Hinterbliebenen des Dr. Franz entgegenzunehmen, auszuweisen und *gemäß der Widmung zu verwenden*.

* * *

WIR WOLLEN SONNIG SEIN

Jene Damen, bei denen sich das gefährliche Alter in der Schriftstellerei und bei besonders wahlloser, stürmisch gesteigerter Erotik in der Mitarbeit an der Neuen Freien Presse äußert, haben die Frau Karin Michaelis mit einer Katzenmusik empfangen, die in das Verlangen nach Gesundheit, Lebensfreude und sonniger Heiterkeit austönte. Jede einzelne empfahl sich als »geistig und seelisch intakte und gesunde Frau«, die es Gottseidank nicht nötig habe. Während im Annoncenteil die Gesundheit der Frau vom Schadchen gerühmt wurde, erboten sich im Feuilleton die Psychologinnen, auf der Stelle das Gegenteil von dem zu beweisen, was nach der Ansicht der Karin Michaelis typisch sei. Jede einzelne vertrat die Ansicht, daß uns Frauen ein Geschlechtsleben überhaupt nicht nachgesagt werden kann, die Abwesenden natürlich ausgenommen. Und vor allem, versteht sich, »die sterile Dirne« ausgenommen, und überhaupt die pathologischen Fälle. Der Durchschnitt der Frau sei anders als Elsie Lindtner. Wobei man sich freilich hüten muß, einen Durchschnitt durch den Durchschnitt zu machen, damit die Dinge nicht herauskommen, die sich in Frauenversammlungen dem kundigen Blick offenbaren. »Elsie ist eine pathologische Frau. Vielleicht ein wenig dem Dirnentypus, sicher aber ihrem Schwesterchen Frau Hedda Gabler wesensverwandt. Eine Entpflichtete gleich ihr, eine Dame, die Zeit hat, in der Fäulnis ihrer bürgerlichen Ehe über ihre Unbefriedigtheiten nachzudenken und in ihren kranken Nerven wie in einem hohlen Zahn herumzustochern«. Schreibt das Herr Harden? Nein, eine andere Frau. Rudolf Lothars Gattin ist es, die da verlangt: »Aus der dunklen Nacht dumpfer Triebe und Instinkte, aus dem Nichts—als—Sinnlichen wollen wir zur Sittlichkeit durchseelter Geschlechtsempfindungen gelangen. Wir wollen wieder ... « ja, wir wollen, aber wenn die Sittlichkeit die Sinnlichkeit nicht will, so will die Sinnlichkeit auch nicht die Sittlichkeit. »Von den gesunden Frauen mit gesunden Säften, mit gesunder, fruchtbarer Wärme wollen wir hören, von denen wir wünschen, daß sie uns ein starkes Geschlecht lebensfroher, gesunder Männer gebären«. Das klingt wieder praktischer. Gesunde Männer sind also prinzipiell nicht abgelehnt. Und das ist vernünftig, denn sie sind ja allein imstande, die ungesunde Entwicklung der Frauen zu verhindern, besonders wenn sie gesund sind. Frau Karin Michaelis scheint nichts anderes zu wollen, aber die Feuilletonistinnen wollen es anders. Na, was wollen Sie denn sonst noch? »Wir wollen wieder sympathisches Verstehen zwischen den Geschlechtern, die vollen Quellen des Lebens wollen wir rauschen hören.« Ob sie nebenan im Annoncenteil rauschen, wo gewiß ein sympathisches Verstehen zwischen den Geschlechtern garantiert wird, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber wollen wir uns ein Beispiel nehmen, wie dort gleich neben der guten Partie die sterile Dirne toleriert wird und wie sogar beide Typen, der mütterliche und der nichts—als—sinnliche, im Typus der »Krankenpflegerin« verschmelzen. Im Annoncenteil gibts fast gar keine Hysterie, und es herrscht

dort bereits jene durchseelte Geschlechtsempfindung, die im Feuilleton erst ersehnt wird. »Dann«, ruft Frau Lothar,

»werden wir auch tiefe und dauernde Regungen, unzerstörbare Inbrunst beim Manne, dessen Lebensarbeit wir geteilt und verstanden haben, zu erwecken wissen, mit unserer kultivierten Seele und unserem Verstand, der mütterlichen Zärtlichkeit, der seelischen Vornehmheit werden wir im Altgold unserer Farben, auch mit weißen Haaren noch, zauberhaft schön erscheinen ... Denn aller Lebenszweck des Weibes, der Herzpunkt ihrer Lebenskraft liegt in der Liebe, liegt in der erbarmenden seelischen Mutterschaft für alle, die da mühselig und beladen sind.«

Darauf ist zu sagen, daß die Lebensarbeit des Herrn Lothar, die zu teilen war, die man aber jetzt auch mit Herrn Oskar Blumenthal zu teilen hat, ausgerechnet »drei Grazien« ergibt. Frau Michaelis hätte ihr Buch nicht sprechen sollen. Aber wenn es persönlich genommen wurde, so müssen sich das die Feuilletons, die man ihr entgegentratscht, auch gefallen lassen. Und dann ist wahrlich die unzerstörbare Inbrunst des zugleich in sechzig Theatergeschäften robotenden Gemahls eine peinliche Vorstellung. Wir wollen aber sonnig sein und in der erbarmenden seelischen Mutterschaft für alle Librettisten, die da mühselig und beladen sind, aufgehen. Dann ersteht uns eine neue Welt, in der es kein Frauenleiden, keine Hysterie, kein gefährliches Alter gibt, sondern nur noch Seele und Tantiemen.

* * *

ABGELEHNT

» ... sie trat nun mit großer Herzlichkeit und Wärme für das tiefere, rücksichtsvollere Erfassen gewisser physiologischer Vorgänge im Frauenorganismus ein. Eben diese Bemerkungen riefen eine gewisse negative Stimmung hervor, die sich in einem allgemeinen, bedenklichen Räuspern äußerte. Aber Frau Michaelis ließ sich keineswegs beirren ... «

Wie ist das also, das Wiener Publikum ist *gegen* die Menstruation? Ja warum denn?

* * *

DER RÜCKWÄRTIGE

»Die Wachleute mußten sich an den Händen nehmen, um, eingekellt in die vorne und rückwärts andrängende Menge ... «

Wie war das also? Wenn die Menge vorne andrängt, so drängt sie ja eben rückwärts, und die Wachleute sind dann nicht eingekellt. Schlimm ist die Situation nur dann, wenn die Menge vorne und hinten andrängt, denn die Menge, die vorne andrängt, drängt rückwärts, und die Menge, die hinten andrängt, drängt vorwärts. Man müßte also, um das auszudrücken, entweder schreiben, daß die Menge vorne und hinten, oder daß sie rückwärts und vorwärts angedrängt habe. Aber das wäre nicht österreichisch. Deutsch ist, daß man vorne und hinten steht, nach vorne und nach hinten geht oder vorwärts und rückwärts. In Österreich steht man zwar vorne, aber nur rückwärts, nicht hinten, und geht »nach« vorwärts und »nach« rückwärts. Ich habe schon einmal erklärt, wieso das kommt. Der Österreicher fühlt sich beim Wort »hinten«

so sehr ertappt. daß er die größten sprachlogischen Opfer bringt, um es zu vermeiden. Er setzt für das zuständige [zuständige] Adverb das Richtungswort, ergänzt es dort, wo es wirklich die Richtung bezeichnen soll, durch das tautologische »nach« und erfindet eigens das schöne Adjektiv »rückwärtig«. Alles das, weil er sich bei jeder nur möglichen Gelegenheit an den Rückwärtigen erinnert fühlt.

* * *

DIE VOLKSZÄHLUNG

hat ergeben, daß Wien 2,030.834 Einwohner hat. Nämlich 2,030.833 Seelen und mich.

Samuel Lublinski

Von *Otto Stoessl*

Während die Jugend geistige Zugehörigkeiten erneut und ersetzt, wie das Weichtier verlorene Gliedmaßen, büßt das reife Alter, dessen Verhältnis zur Welt bleibend eingestellt ist, mit dem Tode eines gerecht erworbenen Freundes einen Teil seiner selbst ein.

So habe ich in diesen Tagen den kühlen Schatten der Abendahnung über den Weg hauchen gespürt bei der Nachricht vom plötzlichen Tode meines lieben Freundes Samuel Lublinski. Wie unsinnig mußte dieses Sterben zuerst erscheinen, das einen Mann von noch nicht dreiundvierzig Jahren mitten aus der Arbeit wegnahm nach einem Leben voll Enttäuschung, das wenig äußeres Glück gebracht, jeden geistigen Sieg mit tausend Widerwärtigkeiten verzettelt hatte.

Aber indem der Tod zwei Augen schließt, öffnet er zugleich die Blicke vieler andern, und das ist seine versöhnende Gabe, durch strenge Gerechtigkeit das Leben hinterher zu erläutern, die bisher unsicheren, von der Umwelt rings beeinflussten Wertungen mit einem Schlage zu befreien und festzusetzen. Wir erleben dieses Totengericht bei jedem Sterben. Da zerfällt Überschätzung so schnell fast wie der Leib, und echte Würdigung läßt eine verkannte Existenz, die in ihren Erdentagen kümmerlich im steinigen Boden einer dürftigen Gegenwart stand, plötzlich aufblühen.

Dies scheint mir nun auch die Wirkung zu sein, die mit dem sonst unbegreiflich grausamen, frühen Hingang Lublinskis etwa versöhnen kann, ganz abgesehen davon, daß ein rasches Sterben auch der Lohn eines guten Lebens bleibt.

Die Natur hatte unsern Freund wunderbar geformt, indem sie dem Körper wohlgefällige äußere Bildung, Kraft und Beholfenheit der Glieder versagte, aber dafür alles, was sie an Geistigkeit zu vergeben hat, dem Gehirn im Übermaß beilegte. Dieses Übermaß erzeugte die Lust zur Widerbelligkeit und selbstgerechten Denkfreiheit, welche die Jugend gegen den jämmerlichen Schuldrill ausschlagen heißt und dem späteren Alter allen fragwürdigen Genuß von Feindschaft und Einsamkeit sichert. Indes erschien doch auch in diesem unscheinbaren Äußern der Geist als die einzige wahre Schönheit eines Mannes. Auf gebrechlichem Körper saß ein mächtiger, doch nicht übergroßer Schädel. Das Gesicht, mit hervortretenden, unter der Brille grimmig heiter

blickenden Augen, mit seinem kurzen braunen Bart und der hohen, ausgearbeiteten Stirn gewann im Gespräch oder bei seiner Gedankenarbeit jene lebenswürdige Anmut geistiger Art, die freilich nur den Geist anzieht. Rede und Gebärde rang sich mit dem harten ostpreußischen Dialekt durch den schwierigsten Gang der Ideen, durch die Hindernisse des Ausdrucks gleichsam mit immer neuer Gefahr. Aber auch hier siegte die innere Macht über das Äußere und zeigte den kleinen Mann unversehens als großen.

Es war nun auch der zu bewältigende Grundwiderspruch von Lublinskis ganzer schöpferischer Leistung: er mußte alle versagte, selbstverständliche äußere Schönheit auf dem edleren, doch peinvolleren Denkwege innerlich herstellen und mittelbar erwirken. Und dies umso umfassender, je größer der Widerstand seines Materials war: der Gedanken und der Sprache. Beide werden Glückskindern ähnlich wie körperliche Anmut gleichsam fertig und vollkommen eingeboren, er mußte sie sich jedesmal von Grund aus erwerben, um dann erst mit ihnen sein Eigentliches zu leisten. Ein Dasein wie das seinige und nur ein solches kann das sonst fragwürdige Idol der »Bildung« rechtfertigen, als einer bewußten Vorschöpfung, welche dem späteren Werk dient und selbst eines ist, indem sie versagte Gaben sozusagen gegen den übereilten Machtspruch der Natur aus innerer Fähigkeit und auf zarteste seelische Weise ersetzt, umschafft, leben heißt und unversehens wieder in bessere, wahrere, freiere Natur verwandelt. Solche Bildung weiß die Realität zu vertreten und in einem eigentümlichen Chemismus neu, das heißt bloß geistig zu erzeugen. Lublinski verlegte das ganze Dasein in die innere Welt des Denkens. Er erschloß aus Büchern, aus Werken des Geistes eine höhere, wahrere Wirklichkeit, und die Natur offenbarte sich seiner Bildung in ihrer eigentlichen Wesenheit, die letzten Endes doch geistiger Art und nur dem Geist zugänglich bleibt.

Diese mittelbare Schaffenstätigkeit wird nicht ohne Beiklang einer leisen Geringschätzung Kritik genannt, als handle es sich um eine bloß analytische, vereinzelnende, aus dem Vollen das Singuläre herausbrechende, das Ganze zerstückende Arbeit. In Wahrheit, freilich nur bei den wenigen Meistern dieser umfassenden Anschauung, ist Kritik Schöpfung und Synthese der höchsten Art, indem sie bisher ungekannte Zusammenhänge erblickt und durch ihr Wort erst wirksam macht. So hat Lublinski das wildwachsende Wesen der Dichtung mit mitwachsendem Gefühl belauscht und als eine große Einheit in drei kritischen Gebilden wiedergegeben, welche mit der Geschichte nicht bloß der heutigen Literatur, sondern unserer ganzen Gesellschaft durchaus eins geworden, deren bleibendes Zeugnis, deren Sinn und Charakter selbst, den sozialen und historischen Bau, Form und Seele, die Natur der modernen Dichtung überliefern. Das geheimnisvolle und geniale »Zusammensehen« und Wissen um die letzte Einheit alles scheinbar willkürlichsten Durcheinanders der künstlerischen Hervorbringungen einer Zeit eignet diesen Gebilden und macht sie eben zu ganzen Kunstwerken, obgleich sie die spröde und im Sieg des Gedankens das Wort ernüchternde Sprache der Analyse zu reden scheinen. »Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert« (Berlin, S. Cronbach) setzt die historischen und soziologischen Bedingungen unserer literarischen Gegenwart auseinander, die »Bilanz der Moderne« (Berlin, ebenda) schließt ihre Rechnung mit dem Naturalismus ab, noch einmal unterwirft sich ein höchst persönlicher Geist der bestimmenden Macht der Gesamtheit, aber im »Ausgang der Moderne« (Leipzig, Karl Reissner) wird ihm die ganze, schon in ihrem Heute gestrige Produktion zum bloßen Mittel für ein Denkmal künftiger dichterischer Leistung, menschlicher Vollendung. Er erkennt die Darstellung des Menschentums zu einer wahren Kultur— und Lebenseinheit,

die Erschaffung einer harmonischen und in ihrer Weise vollkommenen geistigen Natur der Gesellschaft als Ziel der Dichtung, oder vielmehr, daß die höchste Kunst Erfüllung und Ausdruck einer höchsten Sozialität sei. Das Ideal der Humanität, im engen Kreise der klassischen Zeit mit ahnungsvoller Herrlichkeit vorgebildet, wird ihm Sinn und Zukunft der größeren Gemeinschaft von morgen. Das Versprechen einer »neuklassischen« Blüte gibt der gekränkten Mittelmäßigkeit billigen Anlaß zum Spott. Trotzdem besteht sein Sinn, denn die vorhandenen Leistungen wollen den Vergleich mit der einstigen Weimarer Epoche keineswegs herausfordern, sondern es soll nur ein eigentlicher Wert und Ausdruck der gesellschaftlichen Kultur, ein Zenit des dichterischen Lebens, der poetischen Natur, des Menschentums selbst aufgewiesen werden. Wer zu ahnen unfähig ist, daß solche ungemeine, adelnde Ziele sittliche Leistungen selbst und unerläßlich sind, das Mögliche zu seiner äußersten wünschbaren Vollendung zu zwingen, mag über diesen Traum von kindlichster Reinheit und naiver Einfalt eine Lache grinsenden Hohns aufschlagen. Wir wollen über diesen Traum dankbar lächeln und ihm seine Wahrheit wünschen als dem Glück eines poetischen Gesichts, einer dichterischen Erfüllung, die nichts einbüßt, wenn sie nicht von dieser Welt ist.

Die Schärfe solchen Intellekts, solchem intuitiven Wunschleben gepaart, mußte das schlechthin gestaltende Werk aus dem betrachtenden folgen lassen; die Kunstform des Dramas, welches alle Antinomien als Notwendigkeiten hervorruft und zur Harmonie schließt, entspricht gerade dieser inneren Gegenstimmigkeit. Drei Tragödien Lublinskis, sein »Peter von Rußland« (München, Georg Müller), »Gunther und Brunhild« (Berlin, J. Bard) und »Kaiser und Kanzler« (Xenien—Verlag, Leipzig) enthalten sowohl das Ergebnis seiner Einsicht in die Bedingungen dieser Form, als die große Verkörperung seines eigensten Lebensproblems: wie innere Macht den Widerspruch der äußeren überwindet, indem sie an ihr zugleich endet. Diese Dramen, aus unbehauenen Blöcken zyklisch aufgeschichtet, unerbittlich in ihrer tragischen Vernichtung, quälend in ihren eigenwilligen Voraussetzungen, aber durchaus ganz in ihrer Form und Fülle entbehren zwar jener letzten Verklärung welche bei den höchsten Werken dieser Gattung selbst die wütende Zerstörung der Welt durch die tragische Dialektik, mit einem milden Abendlichte überschimmert und als edles Spiel der Gewalten entlastet, aber sie behalten eine, allem Sinnlichen abgerungene, menschheitliche Größe. Ihr Gewinn an dramatischer Form und tragischem Inhalt, an geistiger Natur mag von glücklicheren Nachfolgern erst recht erkannt und damit erworben werden.

Die bis zur Vision gesteigerte Erkenntnis der Humanität als Grundmysterium und schöpferische Idealität der Gesellschaft, als erhabenstes künstlerisches, sittliches und soziales Weltwirken mußte den Mann notwendig an die Urquelle solcher Empfindung weiterführen, zum Christentum. Und er hat diese Welttatsache als einen Weltmythos von äußerster Ausdrucksfähigkeit, Anpassungskraft und unwandelbarer Fruchtbarkeit erlebt. Wiederum und auf der höchsten Stufe seiner Begabung erwies er dieses »Zusammensehen« geistiger und sinnlicher Mächte. In dem wahrhaft monumentalen Buche »Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos« (Jena, Eugen Diederichs) wird die Entstehung und Ausbildung des Christentums von allen persönlichen und Realitätsinhalten mit einer grausamen, eindringlichen und unerbittlichen Beweisführung befreit, um die Würde des Mythos, die sittliche Leistung dieses Glaubenskunstwerkes als schöpferische Tat des Menschentums in ihrem ganzen Wert wieder herzustellen. Es ist ein Werk, das die Summe der Existenz seines Urhebers bedeutet, die Ergründung jener letzten Harmonie und Einheit aller individualen und Gesamtproduktion, der Humanität als Mysterium

ökumenischer Kraftzusammenfassung und Wunscherfüllung. Es spricht denn auch die Sprache einer überschauenden Ruhe und Beherrschung, die größte Fülle unterwirft es der klarsten Ordnung, die äußerste Tiefe der Gedanken wird bis ins letzte durchsichtig und strahlend. Da solche höchste Leistung ihm gegönnt war, ist Lublinski früh, doch nicht vor einer wahren Vollendung seiner selbst gestorben.

Während aber die Gesamtheit sein Werk erst nach seinem Tode so recht gewinnt, müssen die Einzelnen, die ihm näherstanden, denen der Lebende die beste, unmittelbare Einwirkung gegönnt hat, sich doppelt beraubt fühlen. Vor allem seine Schwester, der treue, gute Schutzgeist, die seine Gedanken mitgedacht, seine Leiden gesänftigt hat. Und ich selbst darf hier wohl sagen, wie sehr ich ihm verschuldet bleibe, dessen Freundschaft mir zu einer Zeit zuwuchs, wo man sie nicht dem Zufall der entgegenführenden Neigung, sondern der geistigen Nähe, dem eigenen Werte verdankt und zuschreiben darf. Er hat mein Schaffen mit der Strenge des wahrhaftigsten Urteils und doch mit jener Wärme der Anerkennung bedacht, die so wohl tut und der heikeln Einsamkeit so nötig ist, er war immer bereit, aufzunehmen und geringere Gaben gegen seine größeren auszutauschen. In meiner Heimat, deren verwöhnender Freundlichkeit ich mich nicht gerade berühmen kann, hat er, an dieser selben Stelle, noch vor kurzem und mit seiner ganzen Entschiedenheit für und über mich gesprochen. Ich muß und darf hier wohl nicht bloß sagen, was er allen sein wird, wenn man seine Leistung erst ganz und gerecht überblickt, sondern auch, was er mir gewesen ist und Gutes erwiesen hat, das ich ihm niemals vergessen werde.

So seien diese Blätter als ein bescheidener Lorbeerzweig auf ein allzufrühes Grab gelegt.

Sterndeuterei

Von Else Lasker—Schüler

Soll Ihr Leib noch länger mit seinen Sternen in der Hand Ihres Arztes liegen und wie lange überlassen Sie ihm noch Ihren Verstand? Fragen Sie einmal so im Vorübergehen den Doktor, ob er von Ihrem Sternensystem eine Ahnung hat. Oder wenden Sie sich an einen Irrenarzt, der am gründlichsten Bescheid wissen müßte von der Astronomie des Menschen; sitzt er doch an seinem Pol, wie ein falscher Gott am Scheidewege, wo sich der Stern vom Chaos trennt. Es gibt gar keinen Irrsinn im Sinne der Eisenbärte, aber wer wird mich nicht verspotten, wenn ich behauptete, es gibt eine Veränderung im Sternensystem, es gibt eine Veränderung im Chaos des Menschen. Darum sind Ihre Leiden aus keinem anderen Grunde entstanden, als aus all zu wichtigen Sternenvorgängen. Senkte sich unerwartet Ihre Sonne in eins Ihrer Meere? Jedwede Behandlung Ihres Arztes ohne genaue astronomische Kenntnis Ihres Planeten ist ein Vergehen. Unbeschreiblich friedlich stimmt es, einen Mond in sich zu fühlen, und wer ihn in sich trägt, steht im verwandtschaftlichen Verhältnis mit dem Großgehenden da oben. Nach einem Schwächezustand, den ich überwand, meine Tore standen noch unbefestigt, fühlte ich den Durchgang des Vollmonds dicht an dem meinen vorbei, wie ein leichtes Beben. Nicht dieser Vorgang war ein krankhafter, aber durch die Kraft des Vorgangs erlitt ich Sternenschaden. Ich war noch lange nach diesem Ereignis eingehüllt in schwermütigen Wolkengedanken. Glauben Sie, die Erde leide etwa nicht

noch durch die kürzlich erlittene, erduldeten Kometkraft? Denken Sie an Maria, durch die Gott schritt. Das wird noch einmal geschehen, noch ewigkeitsmal, immer nach Gottesdrehung, er wendet sich durch Maria. Sie leidet das höchste Fest durch das Gottwillkommen, sieben Schwerter krankt ihr Herz. Wir sind das feinste Werk aus Sonne, Mond und Sternen und aus Gott. Wir sind seine Inspiration, seine Skizze zur großen Welt. Ich spreche nicht in Symbolen, obschon Symbole die Schatten großer Wahrheiten sind, Milderungsgründe: wenn etwas Ihren Horizont übersteigt. Sie setzen das allzuklare Licht mit gewisser Überlegenheit gern ins Dunkle. Ich möchte aber die Nacht von Ihnen nehmen, wachen Sie auf durch meine Raketensterne! Ich bin ja keine Gelehrte. Aber wenn ich Menschen medizinisch behandelte, würde ich sie »regnen« lassen, Luft in weiten Kreisen »atmen« lassen. Mancher Menschplanet erstickt an Dürre. Ich würde die verwandtschaftlichen Sterne ausfindig machen, die mit meinem Planetpatienten in irgend einem Zusammenhang stehen könnten; namentlich, wenn es sich um eine epidemische Ursache handelte. Den kleinen Mars des Menschen kann man nur mit dem größeren, großen Mars der Welt impfen. Ich kenne Leute, die unter dem Zusammenstoß ihrer Fixsterne leiden. Es sind schlechte Pächter ihrer Welt. Jeder Schlaganfall ist ein Zerbersten zweier vom Wege geirrter Sterne. Die Folge dieser Folge erst ist der Tod. Ich bitte Sie nicht, an sich herauf und herunter zu suchen; Sie sehen Ihre Sterne nicht, das was Sie betasten können, ist Chaos. Und weil ich vom Unantastbaren des Menschen spreche, glauben Sie nicht an meine Medizin und halten mich für eine Kurpfuscherin. Aber wer an meine Dichtungen glaubt, die man auch nicht in die Hand nehmen kann, und doch vorhanden sind, wird auch nicht zweifeln an den Sternen der Menschen, wovon ich Ihnen erzähle. Sind Sie nicht reicher, als Sie glauben? Ich spreche von Ihrem Unsichtbarsten, von Ihrem Höchsten, das Sie nicht greifen können, wie die Sterne über Ihnen. Sind Sie nicht reicher, als Sie fassen können! Ober haben Sie schon einmal ein Stück Mond gegessen? Sie würden immer nur sein Chaos greifen, wie der Arzt Ihr Fleisch, daraus er keinen Stern formt. Der Doktor hat mich längst überführt, indem er mit dem Messer diese Leiche seziierte: »Der Tote ist an Schwindsucht gestorben, am Zerbersten der Lunge«. Ihr Doktor hat doch keine blasse Ahnung von meiner Medizin. Allerdings ist dieser Tote an Tuberkulose gestorben, an der Folge seiner und des Arztes Unkenntnis seines Sternensystems. Und was ich von einer Epidemie halte? Die ist die Folge der Sintflut im Massenmenschsternensystem, ein Bacchanale tausender Sterne, daran alle Bruchteile, alle ungeordneten, unberufenen Fleischchaosse zersplittern. Ich glaube darum an Wunder, an ungestaltete Medizin. Wer aber kann sie mischen! Jesus von Nazareth tat Wunder, er ergriff die keimenden Sterne und trennte sie von den faulen, und erweckte die Erblassen an ihrer noch verglühenden Sternschnuppe. Der Nazarener wandelte durch das Sternensystem des Menschen und erlebte die Welt so tief und ging in Gott ein, und Gott in ihn, darum man ihn verwechselt noch auf den heutigen Tag mit Gott. Moses der Prophetarzt erkannte den Gott seines Volkes, heilte es und machte es stark. Eine Sage meiner Bücher sagt von einem Derwisch, der sein Herz in die Hand nehmen konnte und doch lebte durch die Kraft seiner Sterne. Wir sind das glühendste Werk von Mond und Sternen, nach unserm Modell hat Gott die große Welt erschaffen, in der wir: Ureigentum in unserer erweiterten Kopie leben ...

Ureigentum noch unverblaßt zu begegnen, erlebe ich überraschend oft. Diese testamentarischen Sehenswürdigkeiten, Übertragungen, die an Wert nicht einzuschätzen sind! Ich meine nicht die gemütlichen Hausväter aus der alten, guten Zeit oder den Waldmenschen, oder den aus der nackten Körper-

kultur oder den Zwiebelasketen. Merkwürdig, daß man gerade in den Irrenanstalten Gesichte erblickt aus allererster Sternzeit; Bilder, alte Meister, Menschen, die erstarrt sind in der Vision. Und kein Arzt weiß sie aus dem Augenblick der Erscheinung zu führen, wie aus engem Rahmen. Ich besuche diese scheinbaren Galerien; mich lieben die unverstandenen, verfangenen Gesichte. Etwa weil ich ihnen den richtigen Platz zu geben vermag? O, ihre Angstgefühle! Die andern testamentarischen Gestalten unterscheiden sich von den irrenden Denkmalsbildern ihres ungestörten Sternenlaufs wegen. Solchen Sterngeschöpfen geschehn Wunder. Wie St. Peter Hille, er hatte noch mit Moses und Jesus von Nazareth gesprochen und mit Buddha, und erzählte von ihnen, wie der Urenkel etwa von seinem Großvater Goethe. Das war der unumstößliche Beweis von der ersten Leuchtkraft Gottes in St. Peter Hille. Ich gehöre nicht zu den Spiritisten; Spiritismus ist Epigontum, Nachahmung, gewalttätige Wunder. Um wirkliche Visionen zu erleben, muß man noch in der ersten Leuchtkraft Gottes sein. So ein gotterhaltener Mensch ist fromm und selbst Inspirationen fähig. Aus Isaaks weitem Munde seh ich viel im Traum Sterne aufsteigen, die er benennt nach Gottes Einverständnis.

Die hungrige Zeit fraß meine Leuchtkraft goldweise. Aber ich kann erzählen von der Astronomie des Menschen, wenn ich auch in meinen ersten zehn Jahren noch zwischen weichem Dunkel, zwischen ungeordneter Nacht, im Chaos lag. Ich war wie ungeboren neben meiner Mutter, noch ganz Chaos.

Das Kind ist nicht fromm, es ist dumpf. Dieser Irrtum! Fromm kann nur der wissende Mensch sein, aber nicht jeder macht die sechs Schöpfungstage in seiner Hülle durch und wird Stern, und wenige nur den Sonntag. Wie viele Heilige gibt es und doch ist jeder Andächtige oder Lauschende, jeder Stauende oder Liebende ein Heiliger. Wenn Jesus von Nazareth die Kinder rief, so fühlte er Verantwortung mit ihnen, mit dem Chaos, das sich entfalten werde. Er wußte, wie weit der Weg zum Sterne war. Die Kinder sind wie die Lämmer so dumpf. Darum beleidigt mich das irrierte Wort: Jesus das »Lamm« Gottes. Solche Unschuld ist eine Chaosunschuld und der Nazarener war der Sonntag der Schöpfung. Der Jude hat sich mit ihm der vollendetsten Welt entledigt. Sagte der Sonntägliche doch zu einem der Mörder am Kreuztag: »Wahrlich, ich sage Dir, heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.« Der Jude, der den Himmlischen verstößt, beweist, daß er ein Bürger ist, um nichts weniger der Mensch des Abendlandes, der den verlorenen Gott der Juden aufnahm, ihn sich erzog und erwog nach seinem lammblutenden Wort. Im Menschen bereitet sich immer Fleischdumpfheit, Chaos, Fleischsehnsucht; Gott aber ist ungestaltet, ungerahmt und breitet über alles sich. Wir reden immer zu dem Chaos des Menschen, wollen wir ihn gewinnen, denn der Stern ist böse, darum sind wir alle einmal krampfhaft enttäuscht in Gott. Wir finden in ihm kein Chaos, keinen faßbaren Schlupfwinkel. Er sandte darum seinen Sohn, das heißt, er kam in Menschengestalt zur Erde. Solcher Umgestaltung Demut vom Stern zum Chaos ist nur ein Gott fähig. Nie war solche Dunkelheit je auf Erden und am Himmel und im Menschen wie in der Zeit des Gottbesuchs. Dem Priester und Pharisäer flößte seine Betastbarkeit Mißtrauen ein, der Armselige umklammerte den vertriebenen Götzen aus Fleisch und Blut wie einst am Fuß des Mosesberges das goldene Kalb.

Sie wollen noch wissen, wie lange sich der Menschplanet erhält. Die meisten Menschen werden nicht älter und nicht jünger als sechzig Jahre. Jesus von Nazareth ist gottalt wie die Ewigkeit. Moses war zehntausend Jahre, als die Tochter Pharaos ihn im Korbe fand. Und von dem Propheten St. Peter Hille möchte ich sagen: Niemand wußte um seinen Geburtstag. Meine Mutter war dreimal sechzehn Jahre alt, mein Vater erlebte sechsmal seine tollsten

Knabenstreiche. Wie schätzen Sie mich ein? Ich bin David und tue Simsonanten, ich bin Jakob und, deute die Träume der Kühe und Ähren. (Oder zweifeln Sie daran, daß mich meine Brüder verkauft haben, daß Bürgermillion!) So verwirrt sich die Zeit der Vergangenheit im Menschen. Heute bin ich eine Dichterin und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß meine Dichtung keine Gehirnkarte geworden ist mit Farben, lila, grün, rot gefärbt. Meine Bekenntnisse nehmen sie als ein Luxusgeschenk hin, denn ich bin verschwenderisch, das liegt in meinem Sternsystem. Es kommt mir selbst nicht darauf an, einige Monde meines Planeten fallen zu lassen. Auch mit meinem Chaos, ohne das Chaos kommt kein Mensch davon, hat es eine besondere Bewandnis. Darüber möchte ich schweigen, aber eines kann ich Ihnen sagen, wir Künstler sind einmal bis ins tiefste Mark und Bein Aristokraten. Wir sind die Lieblinge Gottes, die Kinder der Marien aller Lande, Wir spielen mit seinen erhabensten Schöpfungen und kramen in seinem bunten Morgen und goldenen Abend. Aber der Bürger bleibt Gottes Stiefsohn, unser vernünftiger Bruder, der Störenfried. Er kann nicht heimisch werden mit uns, er und seine Schwester nicht. Verwechselt die lärmende Bürgerin oder die zur Hure gewordene Magd nicht mit dem spielenden Sternenmädchen, die den Tanz aus nackter Scham tanzt! — — Wohin mir doch heute alle meine Sterne geleuchtet haben! Immer muß ich wiederholen, der Arzt sollte sich auf die Astronomie des Menschen verstehen. Welcher von Ihren Hausärzten wäre im Stande, eine Sonnenfinsternis in Ihnen herbeizuführen, geschweige den Stillstand Ihres Planeten?

Ich sehe Ihre Kanäle, Ihre Berge auf Ihren Sternen und Ihren Mond aufgehen hinter Ihrer Stirn. Jeder Schmerz und jedes Freudegefühl, Vernichtung oder Erhebung ist ein neues Bild Ihres Sternensystems. Sie sterben eigentlich an zerborstenen Sternen oder Erhaltung Ihrer Sonne oder an Finsternis. Wenn nur Ihr Leben den Höhepunkt erreicht hat vor dem Zerfall Ihres Chaos den Himmel. Aber wenn er Ihnen nicht auf den Kopf paßte? Vom Blitzstrahl getroffen, das Chaos gespalten, einzugehen in die Allmacht ist Seligkeit. So lausche ich auf mich. Aber der Bürger belauert sich, der Kranke in Arzthand betrauert sich, weil er keine Achtung vor dem Schmerz hat. Ich bin müde — wie ich mir entkomme, ein Schatten aus Mond und Sternen, riesengroß fiel ich um Mittag und sinke nun ein in meinen eigenen Planeten. Ich habe einen kritischen Tag hinter mir, manche Menschen wichen mir furchtsam mit den Augen aus. Einem kleinen Mädchen bohrte ich im Anblicken ein Loch in die Brust. Solche Kraft macht traurig. Ich sehne mich nach Glück, nach ihm, nach Hascha—Nid, dem goldhäutigen Sohn des Häuptlings. Der spielt mit sich, treibt und lockt die Sterne über seine Grenzen, ein göttliches Spiel, Wirbel und Wüstenwind. Ich liebe ihn, weil er so reich und rein an Sternen ist und ich staune vor solch' verschwenderischen Launen ... Aber das geht Sie nichts an. Gern hatte ich Ihnen noch vom Himmel erzählt. Später, wenn ich ihn erreiche und Gott —

Gott, wo bist du?

Ich möchte nah an deinem Herzen lauschen

Mit deiner fernsten Nähe mich vertauschen,

Wenn goldverklärt in deinem Reich

Aus tausendseligem Licht

Alle die frühen und die späten Brunnen rauschen.

Perpeh

Von Albert Ehrenstein

Ästheten, Schutz suchend, Zuflucht und einen heiligen Ruheort, wie Hektor keuchend, fliehend vor einem immer stärkeren Leben, sehnen inbrünstig das perpetuum stabile herbei.

Paul Scheerbart¹ will das perpetuum mobile.

Vergebens harangieren die Ästheten ihren ewigen Juden, den Journalisten, vergebens läßt dieser wieder seinen ewigen Juden repetieren, »Alles schon dajewesen« schnarren.

Aber Heraklit, nach Homer und Pythagoras unter den Griechen Impresario des harmonischen Kosmos, träumte gerade noch vom Nichts—als—Strom der Dinge, von den Mäandern der Ewigkeit. ,

Er sah, daß Alles gut war: πάντα ρει — Alles ist Rhythmus!

Die Ästheten kauern natürlich erst vor ihrem ἐν χαί παν — Es ist Alleseins!

Sie ahnen dumpf die kurzen Wirbeltänze ihres Staubes.

Denn selbst ihr apotropischer Hokusfokus wendet sich gegen sie. Auch der rasendste Namens—, Kostüm— und Wäschewechsel vermag sie nicht vor ihrem Schicksal, dem in sie gesperrten Nichts zu bewahren: kein aus allen Himmeln gefallener Dämon »sitzt« in ihnen.

Wie Danaiden rastlos, eitel waschen sie sich unaufhörlich mit Dscheläl—eddin—Rumi—Seife, um mystische Verse zu bekommen. Ausgeschlossen!

Ob sie nun instinktverlassen das Land der Griechen mit ihrer Seele suchen, oder als Gralsritter von der traurigen Gestalt einherirren: das ist wahrhaft Alleseins, Wiederkunft des gleichen Nichts, da ja nur die Kostüme verschieden sind.

Namen nennen? Tote töten ist Leichenschändung. Auch haben sie nie die Kraft gehabt, sich Eigennamen zu erwerben, deutlich getrennt kommen sie nicht vor, Einzelexistenzen lassen sich bei diesen Kollektivseelchen nicht einmal unter dem Mikroskop nachweisen. Allesamt aber wissen sie nicht, wo sie stehengeblieben sind, diese Herde hält noch immer ihr Dasein für eine nie wiederkehrende Okkasion in Kulturexhibitionen.

In Wirklichkeit erfährt es eine gewisse Berechtigung erst durch posthume Ereignisse.

Die Erde: eine überaus sparsame Hausfrau, die keinen ihrer Küchenreste ungenutzt läßt, das will ihnen absolut nicht in ihr Gehirnsurrogat.

Doch nach Lukians unwiderlegbarer Behauptung war Homer während des trojanischen Krieges Dromedar in Baktrien — jedem Hamlet unfaßbar wie der Gedanke, der Extrakt »Alexander« könnte im weiteren Verlaufe der Ereignisse in die Lage gekommen sein, sich als Spund nützlich zu machen.

Was für Bedürfnisse dann erst die Ästheten befriedigen werden — dazu reicht keine Phantasie aus.

Nicht genug an jenen »Grausamkeiten« der Natur, die etwa ein Brillantefläschchen, in welches der Friseur einen Arbeiter für zwei Kreuzer die Finger eintunken läßt, später zum Volksdramatiker degradiert, die nicht sentimentale Strafe und Himmelsbuße, im Gegenteil: nur eine vor keiner Permutation zurückschreckende Stoffwanderung kennt — nicht genug, an dem, nun brechen auch noch menschliche Energiequellen in das stumpfe Vegetieren

1 Paul Scheerbart: Das Perpetuum mobile. Ernst Rowohlt, Leipzig 1910.

der Traumsüchtigen. Ein Aufschrei: ihres Daseins heiliger Zylinder ist demoliert.

Ein tiefer Wille treibt das Genie, zu allen Werken der Natur sein »Das kann ich auch« zu sagen, drängt es, Stäbe in Schlangen zu wandeln.

Rings von Perpetuis umgeben, wartet es keineswegs so lange, bis seine Instrumente infolge von Assimilation auch zu »Perpehs« geworden sind, seine Ungeduld zwingt es, Perpetua künstlich zu schaffen.

Die Natur kann nur Ewiges zeugen, weil sie selbst ein perpetuum ist, der Mensch will es ihr gleichtun, endlich, endlich! ihr ein $\chi\tau\eta\mu\alpha\ \epsilon\iota\sigma\ \acute{\alpha}\epsilon\iota$ entgegenstellen. Daß ein reicher, stets beweglicher Geist darauf verfallen muß, das perpetuum mobile zu geben, ist nur logisch; daß der schließliche Erfinder ewiger Werte nur der Dichterküste angehören kann, ist mehr als logisch: man vermag es nachzufühlen.

Kommen muß den Schreibwerkzeugen der Tag des Abscheus vor so vergänglichen Dejekten, wie es poetische Erzeugnisse immer sind. Bewußt sprechen die orientalischen Märchen von Königen der Zeit! Von den kläglichen Dichtern der Zeit, die Kronos nicht einmal zu verschlingen geruht, höchstens mit dem Zahnstocher entfernt, uns zu erlösen, dieses Kaugummi für Kronos aus der Weit zu schaffen, ist wohl nicht die Hauptabsicht Scheerbarts gewesen.

Der ewig Agile macht immerhin eine Maschine namhaft, die vorläufig zwar sich ehrenvolleren Aufgaben zuwenden, nach einigem Zureden aber auch dahin zu bringen sein dürfte, perpetuierlich zu dichten.

Nicht bloß zu dichten! Wir, gegen die Journalisten seit Äonen, dünkt mich, den Umstand mißbrauchen, daß alles, d. h. die Druckerschwärze, fließt — wir werden vielleicht auch dies noch erleben: die Zeitungen werden sich selbst schreiben. Und selbst lesen!

Es handelt sich nicht um Schlaraffenräume. Unendliche Pferdekräfte, zuvor an mechanische Arbeit gekettet, würden frei. Ist das perpetuum mobile wirklich das Anheurisma, an dem die Menschheit leidet?

Die Löwenwürger, die Herkulesse unserer Zeit: die großen Bazillentöter, auch sie roboten geduldig unter der Regierung des Königs Euristheus, sie sind zu sehr Menschen und Ärzte, mit einem Wort: sie denken zu beschränkt an sich und ihre Tat. Statt für die Bekanntgabe ihrer Zaubermittel politisch Honorare zu verlangen, die geeignet wären, sie zunächst und vielleicht, vielleicht! auch andere (Danubien etwa von seinem gebenedeiten Vormund Grafen Elemer Eichentreu—Saprdok) zu erlösen.

Scheerbart, Ehrenbürger der vereinigten Mondstaaten, ist kurioserweise so praktisch, ein Ding schaffen zu wollen, das an sich revoltierend wirken müßte. Hat der große Verlag »Erde« ihn uns dazu eingeschickt? Ihr hättet von diesem Großmeister des literarischen Ulks gewiß eher ein Spinnweb, einen psychologisch—kosmischen Spaß erwartet; eine Seelenkunde der Gestirne etwa, einen anatomischen Atlas der Sternseelen. Aber Paul Scheerbart ist ein perpetuierliches Perpeh, er überrumpelt euch mit einer so profan irdischen Lappalie, wie es ein perpetuum mobile ist.

DAS TOR VON SAMARIA

(2. Kön. 6. & 7.)

Von *Richard Weiß*

Der Syrer lag vor Samaria.
Drin war leer der Tisch, nichts wiegt die Wag',
Auf dem Markt breitmäulig der Hunger lag.
Ein Eselskopf achtzig Silberling!
Was da weinender Mütter Feilschens erging!
Wer hilft dir nun, Samaria?

War da Elisa, der Prophet.
Der klingenden Gottesstimm' neigt' er das Ohr.
»Mehls ein Scheffel gilt einen Silberling
Morgen im Tor.«
Silberling, Silberling.

War da ein Ritter in schwerem Eisenrock,
Wie Gewölk dem König zur Seite ging.
An Elisa höhnisch vorüberschritt:
»Und wenn Gott in den Himmel Fenster schnitt',
Wie könnte solches geschehen?«
»Mit deinen Augen wirst du's sehen,
Aber du wirst nicht davon essen.
O ihr Tore von Samaria!«

Von Weg und Wand kaum ging die Nacht,
Ließ Gott die Syrer hören Geschrei
Von Rossen und Wagen und Heeresmacht.
Sie flohen, Samaria war frei.

Und das Volk stürmt' hinaus, wo das Lager stand,
Stumm, kein Menschenlaut,
Und nahm und raubte, was es fand,
Sang: Israel, Gottes Braut.

Sandte der König den Ritter, daß er Wache steh'.
Der unters Tor von Samaria ging.
Auf dem Lager in der bleichen Ebene
Wie ein Bienenknäuel schwarz es hing.

Einer rannt', einer schleppt', was hatt' er aufgehuckt?
Näher es kam.
Unter schwerem Sack lief einer hingeduckt.
Hielt keuchend an dem Gitterring,
Schrie's aus:
»Ein Scheffel einen Silberling!«

... Da er's eben mit eignen Augen sah,
Einwälzt' sich das Volk
Und zertrat ihn unterm Tor von Samaria.

Pro domo et mundo

Von *Karl Kraus*

Jeder Erotiker schafft das Weib immer wieder aus der Rippe des Menschen.

*

Das Weib hat einen bedeutenden Augenblick, in welchem das Schicksal, auf den unbedeutendsten Augenblick des Mannes angewiesen zu sein, einen Gesichtsausdruck gewinnen kann, der, entrückt und entsetzt, eine wahrhaft tragische Wonne spiegelt.

*

Und wie sie nun erst alle will, und er keine mehr, dehnt sich die Kluft der Geschlechter, um für so viel Qual und Moral Platz zu machen.

*

Hysterie ist der legitime Rest, der vom Weibe bleibt, nachdem männliche Lust ihre Deckung gefunden hat.

*

Weibeslust liegt neben der männlichen wie ein Epos neben einem Epigramm.

*

Die schlecht verdrängte Sexualität hat manchen Haushalt verwirrt; die gut verdrängte aber die Weltordnung.

*

Die Moral im Geschlechtsleben ist das Auskunftsmittel eines Perserkönigs, der das aufgeregte Meer in Ketten legte.

*

Daß sich kürzlich der Ästhet zur Politik hingezogen fühlte, kann schon darum keine tieferen Ursachen haben, weil der Ästhet so wenig tiefere Ursachen hat wie die Politik. Und darum eben finden sie sich. Das Leben der Linie beneidet das Leben der Fläche, weil es breiter ist. Auch könnte der Ästhet an der Partei die Farbe schätzen gelernt haben. Es ist, als ob man die Schönheit einer Jakobinermütze bisher nicht genügend gewürdigt hätte — so demokratisch gebärden sich jetzt die Allerfeinsten. Sie haben auf die Welt verzichtet, weil es eine Geste war, auf die Welt zu verzichten; jetzt suchen sie zu einer Geste die Welt. Sie brennen vor Begier, sich mit einem Zeitungsartikel ans Vaterland, an den Staat, ans Volk oder an irgendetwas anzuschließen, was schlecht riecht, aber dauerhafter ist als die Schönheit, für die man sich vergebens geopfert hat. Man will nicht mehr müßig im Winkel stehen, man dürstet nach den Taten der andern. Das ist ein Zirkusschauspiel: Die Künstler treten ab. Da kommen die Diener der Politik und rollen die soziale Grundlage auf, wobei viel Staub entwickelt wird. Der dumme August aber, voller Farben, will nicht untätig sein, macht die Geste der Bereitschaft, und verwirrt das Leben, um die Pause zu verlängern.

*

Effekt, sagt Wagner, ist Wirkung ohne Ursache. Kunst ist Ursache ohne Wirkung,

*

Wenn ich doch einmal nur einem bescheidenen Dummkopf begegnete, der meine Sprache nicht versteht und darum an seinem Gehör zweifelt!

*

Die Blinden wollen nicht zugeben, daß ich Augen im Kopfe habe, und die Tauben sagen, ich sei stumm.

*

Warum ist das Publikum so frech gegen die Literatur? Weil es die Sprache beherrscht. Die Leute würden sich ganz ebenso gegen die andern Künste vorwagen, wenn es ein Verständigungsmittel wäre, sich anzusingen, sich mit Farbe zu beschmieren oder mit Gips zu bewerfen. Das Unglück ist eben, daß die Wortkunst aus einem Material arbeitet, das der Bagage täglich durch die Finger geht. Darum ist der Literatur nicht zu helfen. Je weiter sie sich von der Verständlichkeit entfernt, desto zudringlicher reklamiert das Publikum sein Material. Das Beste wäre noch, die Literatur so lange vor dem Publikum zu verheimlichen, bis ein Gesetz zustandekommt, welches den Leuten die Umgangssprache verbietet und ihnen nur erlaubt, sich in dringenden Fällen einer Zeichensprache zu bedienen. Aber ehe dieses Gesetz zustandekommt, dürften sie wohl gelernt haben, die Arie »Wie geht das Geschäft?« mit einem Stillleben zu beantworten.

*

Der Tropf, der von Kunst spricht, hält den Künstler, der von ihr spricht, für unbescheiden.

*

O. K. malt unähnlich. Man hat keines seiner Porträts erkannt, aber sämtliche Originale.

*

Er malte die Lebenden, als wären sie zwei Tage tot. Als er einmal einen Toten malen wollte, war der Sarg schon geschlossen.

*

Man sagt, der Autor habe einen Einfall in Worte gekleidet. Das kommt daher, daß das Schneidern eine seltenere Gabe ist als das Schreiben. Von jeder Sphäre bezieht man Worte, nur nicht von der literarischen. Was macht der Dichter aus den Worten? Bilder. Oder er bringt sie zu plastischer Wirkung. Wann aber sagt man einmal, es sei ein Gedicht, und hat das höchste gesagt? Wenn es eine Omelette surprise ist.

*

Im Epischen ist etwas von gefrorner Überflüssigkeit.

*

»Wenn du den Angriff gegen A. nicht geschrieben hättest, so würde er deine Werke loben.« Hätte ich aber alle andern Werke schreiben können, wenn ich, um ihnen zu nützen, eines unterlassen hätte?

*

Ein Knirps stand dicht vor mir und erwartete eine Ohrfeige. Ich schlug aber nach hinten, traf einen wassergefüllten Koloß, und beide lagen da. Ich hatte Schlag— und Schallwirkung genau berechnet.

*

Wenn nur einer da ist, der die Presse, nicht totschweigt — das weitere wird sich finden.

*

Was unbedingt in den Wahnsinn treibt, ist der Prospekt einer Stadt, in der jeder Statist zur Vordergrundfigur wird. Hier kann man durch eine Straße kommen, in der einem ein Straßenkehrer den Weg versperrt, und man hat Zeit, seine Züge zu betrachten, bis er den Besen fortgezogen hat. Nichts ist in dieser Straße als der Straßenkehrer und er wächst riesengroß und steht vor dein Leben. Oder es kann auch ein Platzagent sein. Man sieht ihn täglich, man macht seine Entwicklung mit, man sagt sich: der wird auch schon grau. Ist es

nicht tragisch, daß man in dieser Wartezeit bis zum Tod der Banalität noch zusehen muß, wie sie lebt? Hier hat die Komparserie den Dialog übernommen. Kaviarköpfe bekommen ein Antlitz, sind unterscheidbar und drohen den Esser zu verschlingen. Ganz unperspektivisch ist das Leben dieser Stadt gezeichnet, und ihre Figuren sind wie die eines schlechten Witzblattes. Sie stehen, wo sie gehen sollten. Sie gehen, um ihre Stiefel zu zeigen. Die Pferde hängen mit gestreckten Vorderbeinen in der Luft. Einer erzählt lachend einen Witz und wird das Maul nie mehr zumachen. Ein Blumenweib steht zwischen der Unterhaltung. Ein Kutscher weist auf sein Gefährte und hofft durch die Versicherung, daß er einen Fiaker habe, den Passanten schließlich dazu zu bringen, sich selbst davon zu überzeugen. Der junge Pollak ist heute schlecht rasiert.

*

Nicht grüßen genügt nicht. Man grüßt auch Leute nicht, die man nicht kennt.

*

Es empfiehlt sich, Herren, die das An[ge]bot einer Zigarre mit dem Satz beantworten: »Ich sage nicht nein«, sofort totzuschlagen. Es könnte nämlich sonst der Fall eintreten, daß sie auf die Frage, wie ihnen eine Frau gefalle, die Antwort geben: »Ich bin kein Kostverächter«.

*

In Berlin gehen so viele Leute, daß man keinen trifft. In Wien trifft man so viele Leute, daß keiner geht.

*

Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll, Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung und Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst.

*

Ich würde nicht darüber klagen, wenn man mir das Trinkgeld »abknöpfte«. Peinlich ist nur, daß ich es aus der Tasche holen muß, wenn's schneit, wenn ich nachdenke oder wenn sonst etwas geschieht, was den Werken der Nächstenliebe nicht förderlich ist.

*

Mir träumte, daß ich fürs Vaterland gestorben war. Und schon war ein Sargtürlaufmacher da, der die Hand hinhielt.

*

Ich habe einen Gedanken gefunden, aber ich muß sieben Kreuzer suchen. Ich verliere den Gedanken, aber ich finde sieben Kreuzer. Schon ist wieder der Gedanke in der Nähe; ich muß ihn nur suchen. Die Amtsperson wartet: ich muß einen Kreuzer suchen. Ich habe ihn schon. Nein, es ist ein Knopf. Teilnehmend steht das Volk. Da ist er wieder weg, der Gedanke. Die Amtsperson ist noch da. Ich soll ihr einen Kreuzer geben, aber ich habe nur einen Gulden. Mein Rock ist offen, das Wetter ist naßkalt, ich stehe in der Zugluft. Ich werde Influenza bekommen und nichts arbeiten können. Ich muß überlegen: soll ich wechseln lassen oder mich konzentrieren? Wenn ich wechseln lasse, so weiß ich, wie das ist. Eine schmutzige Hand hält mir die meine, drückt mir das Kupfergeld hinein und streut dann Nickel drüber. Ich schließe den Rock. Jetzt wird gleich der Gedanke wieder da sein. Die Amtsperson wendet sich geringschätzig und tutet. Jetzt ist er weg, der Gedanke.

*

Die Hand über die Augen — das ist die einzige Tarnkappe dieser entzauberten Welt. Man sieht zwischen den Fingern alle, die sich nähern wollen, und ist geschützt. Denn sie glauben einem das Nachdenken, wenn man die Hand vorhält. Sonst nicht.

*

Das Leben ist eine Anstrengung, die einer besseren Sache würdig wäre.

*

Die Gerechtigkeit ist immer gerecht. Sie meint, daß das Recht ohnedies recht habe; folglich gibt sie's dem Unrecht.

*

Wie zuckt und zögert, wie dreht sich die Moral in der Wendung: »Ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb«.

*

Brunes et blondes: so einfach ist die Teilung der Pariser Welt. Ein Zweifel kann nur bestehen, ob les femmes oder les bières gemeint sind ¹.

*

Es heißt eine Frau prostituieren, wenn man sie dafür bezahlt, daß sie einem das Geld abnimmt.

*

Auch ohne Warnung fühlt sich der Knabe, der die Wollust schmeckt, ertappt. Da sollte die Moral erschrecken!

*

Daß Manneskraft schwindet, ist ein verdrießlicher Zustand. Wehe aber, wenn das Weib an ihm schöpferisch wird!

*

Gott nahm vom Weib die Rippe, baute aus ihr den Mann, blies ihm den lebendigen Odem aus und machte aus ihm einen Erdenkloß.

Eine deutsche Ausgabe Péladans ²

Von *Berthold Viertel*

»Zehn Jahre habe ich ausschließlich Strindberg übersetzt, im zweiten Jahrzehnt übersetze ich Strindberg und Péladan.« Der tapfere und tüchtige Herr Emil Schering ist der Kraftmensch unter den Übersetzern. Der Schlachtruf Strindbergs wurde in seinem Munde ein Kasernenton. Die furchtbare anklägerische und prophetische Stimme seines Meisters wird bei Schering agitatorisch beredt. Das ist nicht ganz guter Geschmack. Aber vielleicht entspricht es den Deutschen. Ihnen muß man bedeutende Autoren übersetzen, aber auch kommandieren. »Ich verkünde Strindberg und Péladan.« Manchmal wird man peinlich daran gemahnt, daß er sie auch übersetzt. Im ersten Jahrzehnt war das nicht so arg. Da prägte sich die Suggestion Strindberg'schen Stiles in der »Eindeutschung« auch dort aus, wo sie schlecht wurde. Für das zweite Jahrzehnt fürchte ich. Entweder hat sich die Suggestion Péladans als zu schwach erwiesen, oder Herr Schering ist seinem ersten Meister treuer als dem zweiten. Man kann, wenn man nur die Übersetzung des »Allmächtigen Goldes« kennt, vom Stil Péladans noch weniger sagen als sonst von übersetztem Stil; und das ist sehr wenig. Aber immerhin: man lernt genug vom Geiste des Autors kennen, um die Propaganda Scherings mit guten Wünschen zu begleiten.

1 Dunkel oder hell ... Frauen oder Biersorten

2 Péladans Romane, deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung von Emil Schering als erstem Übersetzer, vom Dichter selbst veranstaltet; erstes Buch: »Das allmächtige Gold«, Roman mit einem Vorwort von Strindberg und einem Porträt Péladans. München und Leipzig, bei Georg Müller, 1911. [KK]

Der große Wille Strindbergs steht hinter dieser Propaganda. Strindberg donnert in einer eigenwilligen Vorrede für den eigenwilligen Péladan. Es ist das eine edle Vergeltung, welche die Kunst diesem Künstler schuldig war. Péladan hat für neue Kunstsiege gekämpft; für Wagner: » ... Kaum ein Deutscher hat seinen Wagner so gigantisch gemacht wie Péladan den seinen«. Nun wirbt Strindberg für ihn um Ruhm, wirbt mit dem guten Grimm, den nur Strindberg vermag: »Es ist unbegreiflich, daß unsere Literaturhistoriker, die vom Staate angestellt und bezahlt werden, damit sie die zeitgenössische Literatur verfolgen, niemals die merkwürdige Erscheinung Péladan im Vorbeigehen ohne Lächeln erwähnen können, während sie über seine deutschen Epigonen Vorlesungen halten. Man fragt sich, ob es Unwissenheit ist, oder ist es Péladans Schicksal, niemals diese liederliche Popularität zu erreichen, die gewöhnlich damit endet, daß die Menge das Idol satt bekommt und die Größe auf den Kehrthaußen geworfen wird?« — Es ist wohl beides: Unwissenheit und Péladans Schicksal. Aber ich glaube, daß es auch weiterhin Péladans Schicksal bleiben wird.

Péladan ist ein Geist von jener bewußten, strengen künstlerischen Kultur, wie sie im modernen Frankreich gedieh, im modernen England; nur nicht in Deutschland. Was im »Allmächtigen Gold« an innerster Kenntnis vom Wesen des künstlerischen Nervenlebens, künstlerischer Sinnlichkeit und Seele mit der Schärfe des Denkers und der bildhaften Eindringlichkeit des Dichters formuliert ist, genügt, um das Werk und seinen Schöpfer zu vornehmen Fremden zu machen, die in Deutschland Wahlverwandte, aber nie ein Publikum finden werden. »Das allmächtige Gold« ist ein sehr problematisches Werk, dessen Kunstwert sich nur schwer bestimmen ließe. Es ist durchaus kein guter oder vorbildlicher Roman. Eine Legende von der ökonomischen Verelendung des Genies, teils bulletinartig aufgezeichnet, teils lyrisch verdichtet, teils begrifflich umschrieben. Zweifellos eine kühne, sehr bedeutende Konzeption, die eine hohe Kunstform ergäbe, wenn dieser Geist nicht allzu bewußt wäre, ein grelles und einseitiges Licht, mehr paradoxes Resultat als naives Erschaun. Péladan dichtet in den Gedanken empor, er erreicht eine meisterhafte symbolische Aufgipfelung von Einzelschicksalen, aber er büßt allzuviel an unmittelbarem Leben ein. Es wirkt so, als ob er aus der Sphäre des Anschaulichen ungeduldig hinausstrebte, ohne sich doch loslösen und in der Sphäre der Philosophie frei und vollkommen werden zu können.

Eine Legende vom Künstler — das lieben ja die Deutschen, das lassen sie sich unausgesetzt vordichten. Ich empfehle ihnen dieses in seiner Aufrichtigkeit bizarre, in seiner Wahrheit paradoxe Werk. Mögen sie es einmal versuchen, statt ihres milden Sentimentalismus, genannt Idealismus, diese ätzende Idealität zu genießen. Aber ich fürchte, sie werden das kalte Pathos nicht vertragen. Sie werden sich nicht befreunden mit diesen abweisenden Gestalten von aristokratischem Geblüt, mit diesen geborenen Individualisten, deren Tragik sich für keinen Vereinsabend verwenden läßt. Künstler und künstlerische Frau — man wird sie noch einmal aushungern, weil sie den Erwartungen nicht entsprechen. Ihre Empfindlichkeit ist zu fremdartig, zu überlegen. Ihre Sinnlichkeit und Seligkeit läßt sich nicht verallgemeinern. Ihre Feste verlocken die Masse nicht. Welch ein vollendetes Leben sie hätten führen können, mit Geld, man wird es nicht verstehen. Und ihr Elend hat keine Chance beim öffentlichen Mitleid. Ja, wenn die erquickliche Folter vor dem Gefühl so recht greifbar ausgebreitet wäre! Aber diese fast abstrakte, keusch andeutende Schilderung, wie das Elend sie trübt, sie auszulöschen droht. Ihre herrschaftliche Sünde, wie der Luxus diese Verarmten an sich reißt — nein, das ist nur empörend! Oder läßt es sich verteidigen, daß diese Wesen nur zwischen dem

Luxus und dem Nichts wählen können? So lautet ihr Gebet an das Gold: »Erst muß man dich besitzen, wie auch der Plan sei, den man verfolgt: keiner wüßte eine Liebe zu leben oder ein Werk zu machen, wenn du nicht Pracht für den Leib, Stille für den Geist brächtest, erste Zutat jeder Freude.« So lautet ihr Dilemma, das keinen Kompromiß duldet. Sie sollten sich, um ethisch anerkannt zu werden, rackern und schinden, sich ducken, um die Tore der Niedrigkeit passieren zu können, schmutzige Fetzen des Lebens erbeuten. Aber ihnen bleibt nur, da sich für ihre Art Geist kein Käufer findet, die Verwertung ihrer Körper, der Mißbrauch dieser feingestimmten Instrumente ihrer Seelen. Daß sie es nicht um ihrer selbst willen, sondern der Kinder wegen tun, ist nicht etwa einfach ein Zugeständnis an das Gefühl. Hier hat sie wohl die Elternschaft, diese brutale Klammer der Gattung, in der Gewalt. Aber sie erleiden es auf ihre Art. Es geht nicht um das tägliche Brot, es geht um den täglichen Luxus ihrer Kinder. Mit sich selbst wären diese Freien stolzer und reiner fertig geworden; ihre Schönheit, ihre Kunst hätte die häßliche Existenz in einen festlichen Tod umgedichtet. So gehen sie denn an Entweihung zugrunde, an Entgötterung. Fliehen schließlich in die Hysterie, zum Morphinum, in den Tod, in den Wahnsinn. Seltsame Menschen! Was andere nur mit spielender Lüsternheit sich vorzustellen wagen, nehmen sie kaltblütig auf sich, als bittere Pflicht. Sie könnten das Verfemte mit unbeirrtem Willen tun, wären nicht ihre Nerven so unbestechliche Kritiker. Sie verurteilen sich, nicht weil sie gesündigt haben, nur weil sie ihr zartestes Ich verletzen mußten. — Die Führung der Begebenheiten ist so kühn, so unsentimental, wie wahr; der Roman nimmt eine ideale Luftlinie über wesentliche Augenblicke hinweg und ist wahr wie eine Nervenreaktion, wahr wie eine Perspektive. Ein schauerliches Mysterienspiel, diese Idolatrie des Goldes. Sie gipfelt in eine furchtbare Apotheose von erbarmungsloser dichterischer Gewalt: wenn die jetzt ruhmwillige Presse den Luxuspöbel ins Irrenhaus lädt, wo der wahnsinnige Komponist seine Sinfonie des Goldes dirigiert, wo er als Priester die Messe des Goldes zelebriert, Zyngold als Wein vom Tisch des Herrn trinkt und Hundertfrankstücke als Hostien austeilte. Die ungeheure, vor tragischer Überlegenheit förmlich milde Verachtung des Zeit— und Zeitungsalters und seiner Menschheit, eine Verachtung, die hier in die Glorie der Kunst emporsteigt: man wird sie nicht verzeihen. Und kein rechtschaffener Journalist sollte das Buch besprechen, wenn er es erst einmal zu Ende gelesen hat.

Tolstoi als Historiker

Von Karl Bleibtreu

Es fehlt nicht an Schwärmern, die Tolstois »Krieg und Frieden« als den reifsten historischen Roman schätzen. Wir wollen diese Heiligsprechung eines riesenhaften Pamphlets auf die westliche Kultur nicht kunstkritisch untersuchen. Daß die verstimmende Absicht ohnehin keine Objektivierung der Historie zuläßt, versteht sich von selbst. Tatsächlich bildet das Historische hier nur einen äußeren Behang. In Fleisch und Blut der Handlung ging es so wenig über, daß lange Stellen nur wie trockene Auszüge aus einer Chronik schmecken, belastet mit rein subjektiven Behauptungen und Betrachtungen des Verfassers. Nur dort — glücklicherweise in der weit überwiegenden Hauptmasse des Prosaepos — entfaltet sich Tolstois eigentümliche Größe, wo er ganz und

gar dem Sitten— und Charakterschildern russischer Gesellschaft sich hingibt. Das so stark betonte Kriegerische löst nur zwei Stellen von schöner Wahrheit aus: wie der schwerverwundete Andrei, bei Austerlitz auf dem Rücken liegend, den unermesslichen Äther über sich sieht und daran die Winzigkeit Napoleons bemißt, ferner wie Andrei bei Borodino deutlich die Todeskugel heransausen fühlt, die ihn fortreißt. Sonst stoßen wir nur auf Massengruppen von Genrebildchen, lose mit dem historischen Hintergrund verknüpft, und nur auf Halbblinde wirkt dies aus der Ferne als geschichtliches Fresko. Daß die Borodinoschilderung als Meisterstück gilt, läßt sich nur aus der Unkenntnis erklären, die viel dichterischere Schlachtdarstellungen nicht vergleichen kann. Denn das Meiste ist dort nicht dramatisch bewegt und in folgerichtiger Entwicklung vorgetragen, sondern pragmatisch nüchtern oder rein episodisch. Daß aber Unmündige aus dieser »Historie« ihre Kenntnis weltbewegender Vorgänge schöpfen, erachten wir als umso gefährlicher, weil deutsche Fremdtümelei demütig alle Ohrfeigen hinnimmt, mit denen ein menschenverbrüdernder Muschikheiland alles Deutsche bedenkt. Der Balte Berg steht als Typ der Deutschrussen da, die sich ins heilige Rußland eingefressen haben. Auf deutsche Militärs regnet es hämische Seitenhiebe. Die plumpen Teutonen sind gelehrte Trottel, zaghafte Bangemacher, eitle Vordränger, schleichende Streber. Daß die erfrischendste Heldengestalt der russischen Armee sich dem Historiker als Prinz Eugen Württemberg vorstellt, daß Prinz Karl v. Mecklenburg bei Borodino buchstäblich bis zum letzten Mann seiner vernichteten Grenadierdivision focht, verschweigt Tolstoi entweder wohlweislich oder er weiß es nicht. Wie man diese unfertige, matte, schwunglose und völlig unwahre Borodino—Schilderei für etwas Erhabenes halten kann, geht über unser Verständnis. Desgleichen, wie Herr Harden Tolstois Napoleonkarikatur als plausible Verkürzung ehernen Dämonentums preisen durfte. Sie sieht freilich einmal dem richtigen Porträt ähnlich und Herr Brandes unterstreicht dies: die Audienz des Unterhändlers Balachow »ist geschrieben, als wäre der Verfasser zugegen gewesen«. Die heilige Einfalt spottet ihrer selbst und weiß nicht wie! Freilich war der Verfasser zugegen! Balachow selbst nämlich, dessen schriftlichem Bericht an den Zaren Tolstoi Wort für Wort die ganze Szene entlehnte, nur hier und da ein paar Napoleon—Verzerrungen als Retusche zufügend. Da kann man sich nicht wundern, daß Tolstois Empereur hier wirklich wie Napoleon spricht — in wörtlichen Zitaten. Bei Borodino aber versteht der Schlachtenmeister nicht mal sein Metier und wir erkennen, daß nur die Massen selber Geschichte machen. Der hehre Idealist kokettiert also hier mit der materialistischen Geschichtstheorie und erwirbt sich bei der Sozialdemokratie einen Stein im Brett. Bei diesem Beweisbeispiel des apathisch und mißmutig in Schnupfenfieber weit vom Schuß vor sich hinbrütenden Welteroberers, *ohne* den alles geradeso verlaufen wäre, entschuldigt den Apostel höchstens seine zahlreiche Genossenschaft. Denn sein gravitatisch vorgetragener Unfug spukt noch heute in Geschichts— und Militärwerken. Nur schade, daß nicht ein wahres Wort daran, obschon auch Marbot von Hörensagen her »scheinbar Untätigkeit des Kaisers« meldet und Ségur, dessen royalistische Ranküne längst durch Gourgauds »Kritisches Examen« aufgedeckt und trotzdem bei Unkundigen immer noch als »klassisch« gilt, ihn »den ganzen Schlachttag auf dem Boden sitzen« läßt, »gleichgültig gegen die Schlacht in trauriger Resignation«. Napoleon, wie er leibt und lebt! Nicht nur, empörten sich Gourgaud und Pelet über die Lüge, als sie zuerst auftauchte; nicht nur weiß Abteilungschef Lejeune des großen Generalstabs (Memoiren) nichts vom Schnupfenleiden und verzeichnet, wie oft Napoleon durch sachgemäße Ordres eingriff, sondern der Württemberger Adjutant v. Sukow schildert den Kaiser, wie er zu

Pferd die Schlacht beobachtete und heftig bewegt mit der Reitgerte durch die Luft schlug. Ebenso macht Ordonanzoffizier Soltyck dem Ammenmärchen ein Ende, Napoleon habe bei Abreiten des Schlachtfeldes empfindungslos vor sich hin gepfiffen, im Gegenteil staunte Soltyck, wie oft des Kaisers Augen sich mit Tränen füllten. Vor 2 Uhr ritt Napoleon in die Vorderlinie und ordnete Division Friant neu (Historique des 33. Ligne), vor 7 Uhr abends ritt er wiederum bis zum Gorützkygrund so nahe ins Kleingewehrfeuer, daß man ihn förmlich mit Gewalt entfernen mußte. Übrigens entnahm Tolstoi die Szene mit dem Palastpräfekten Bausset vor der Schlacht wieder wörtlich Baussets Memoiren, nur mit erfundenen Glossen durchsetzt.

Die auftretenden Franzosen sind zwar nicht solche Esel wie die Deutschen, aber windige kindische Patrone, die natürlich den Russen das Kompliment machen: »Ihr schlagt Euch gerade so gut wie wir!« Marschälle wie Davont benehmen sich bei ihm wie russische Polizeiwachtmeister, Murat (der größte Reitergeneral aller Zeiten) ist ein reiner Hanswurst. Und umgekehrt wagt dieser Stockrusse, den versoffenen, sittlich verderbten, stumpf—phlegmatischen Pfiffikus Kutusow ebenso zu idealisieren, wie den pseudoliberalen und pseudohumanen Zaren Alexander, über dessen geckenhafte Heuchelei sogar die russischen Geschichtsschreiber sich einig sind. Mit aufreizender Eitelkeit werden die Österreicher gehänselt, die hochherzigen Russen müssen sich opfern, der dumme Weyrother verpfuscht alles, da Kutusow mit russischer Demut zu allem schweigt. Nun wollen wir Tolstois Leser aufklären, wie es in Wahrheit zuging. Den einzigen Erfolg bei Dürrnstein verdankte Kutusow dem österreichischen Stabschef Schmidt. Bei Austerlitz »sah man, wo die Russen fochten, nur weggeworfene Tornister, wo die Österreicher fochten, nur Leichen.« Wer sagt so aus? Napoleon im 'Moniteur'. Nachher lösten sich die Barbaren, nachdem sie aufs greulichste das Bundesgenossenland verheerten, wie später das befreundete Ostpreußen, in eine feige, zuchtlose Horde auf. Desgleichen nach Friedland. Doch der Geschichtskenner Tolstoi weiß es anders, läßt seine Hampelmänner prahlen: »Siegten wir nicht bei Eylau und Friedland?«, so wie wir früher die Preußen bei — Zorndorf besiegten?! Der blamierte Mitteleuropäer kriecht entzückt durch das kaudinische Joch. Iwan der Schreckliche erbaut sogar ein literarisches Zwing—Uri. Natürlich kommt hier Tolstois These, der Einzelheros bedeute Null im Spiel der Massenkräfte, der modernen Nivellierungssucht entgegen. In Verneinung menschlicher Willens—einflüsse bei großen historischen Bewegungen steckt ja ein Körnchen Wahrheit. Doch in seiner pädagogischen Seelsorgerei mischen sich Frömmerei und Rationalismus so seltsam, daß er dabei an der Willensfreiheit festhält. Denn sonst könnte sich ja die böse Menschheit nicht über Nacht zum Urchristentum bekehren, wie er hofft und auch in diesem Romane predigt. Rationalistischer Essig, nationalistischer Kohl, christliches Salböl — unverdaulicher russischer Salat!

Briefe aus Wien

Ich weiß sehr gut, daß Ihre 'Fackel' allgemeineren Zwecken dient, als dem Jammer dieser unglücklichen Stadt, aber schließlich muß ich doch wenigstens versucht haben, abzuhelfen, und Sie sind der einzige dem ich's zumuten kann.

Ich wurde heute zur sechzehnjährigen Magd einer Familie gerufen, die aus dem Mann, einer hochschwangeren Frau und zwei

Kindern von etwa zwei und vier Jahren besteht. Ich schrieb einen Spitalzettel: »X, Dienstmagd etc. wegen Scharlachverdachts sofort in ein Krankenhaus zu überführen.« (Dies ist der übliche Vorgang. Die Partei bringt den Zettel aufs Polizeikommissariat, von dort wird der Platz telephonisch sichergestellt und dann die Kranke mittels Infektionswagens überführt.)

Nach fünf bis sechs Stunden kam ein Wachmann und teilte mir mit, daß in den Spitälern kein Platz sei.

Jetzt liegt die Magd in der Wohnung ihrer Dienstgeberin und infiziert die Kinder, von denen namentlich das zweijährige dadurch einer ganz eminenten Lebensgefahr ausgesetzt wird. Dazu kommt als erschwerend, daß der Scharlach heuer — wenigstens in meiner nächsten Nähe — in ungewöhnlich schwerer Form aufzutreten scheint, da in den letzten Tagen von vier Kindern, deren Erkrankung mir bekannt wurde, zwei gestorben sind. Und da schreibt das ganze Preßpack von Wien als »der gesündesten Stadt«. Von einer Stadt, wo man den Leuten, die nichts zu fressen kriegen, »köstliches Quellwasser kredenzt« und wo man den Kranken statt Spitalsbetten blumengeschmückte Kandelaber zeigt. Daß doch die ganze Bande Kröpfe bekäme von dem steirischen Quellwasser, damit sie wenigstens das äußere Merkmal ihres Kretinismus herumschleppen könnten!

Ein Kollege, dem ich in meiner Wut die Geschichte erzählte, sagte mir: »Ich bring jeden unter, wenn er Verbindungen hat! — «

Ein Arzt

* * *

Sie dummer Kerl, Sie ärgern sich, daß man Ihnen einen Gedanken genommen hat. Man kann Ihnen *alle* Gedanken nehmen, denn Sie existieren ja für diese Stadt nicht. Sie sind eine Null, von der niemand etwas weiß. Ihre Gedanken kennt niemand, weil niemand Ihre Sachen liest. Damit nun Ihre Einfälle nicht für die Allgemeinheit verloren gehen, so haben Sie sich zu bedanken, wenn sie in ein gelesenes Blatt kommen. Es freut mich immer, wenn ich höre, wie mir die Trafikantin sagt: »Jetzt hab' ich schon wieder einen Käufer auf die Fackel verloren. Das Blatt wird zu langweilig.« Fahren Sie nur so fort, das Blatt so schlecht und dumm zu machen, wie Sie es jetzt tun und Sie werden schon dort hinkommen, wo Sie hingehören — in die Verborgenheit. Und machen Sie die Fackel noch kleiner, damit sich doch die paar Käufer noch rascher verlieren. Aber wegen der gestohlenen Gedanken kränken Sie sich nicht, das wird jetzt öfters vorkommen. Ein Kerl, der nicht existiert, dessen Gedanken sind auch vogelfrei ... Und wenn Sie vor Ärger krepieren — es nützt nichts, in der guten und vornehmen Welt existieren Sie nicht! Darum nutzen auch Ihre Proteste nichts — denn sie werden von niemandem gelesen und haben daher keine Wirkung. Adieu und ärgern Sie sich ruhig weiter, mein Liebling.

Ein Leser

Meine Bücher, der Fall Heine und die Vorlesung

Aus einem längeren Essay der 'Gegenwart' (Berlin, 14. Januar 1911)
»Journalismus und Weltanschauung« von Rudolf Kurtz:

... Dieser Typus hat seine Geschichte. Er ist häufiger, als man zu glauben geneigt ist. Der Tendenz nach schweißt er die große Kette zusammen, die den Propheten mit dem Propagandisten der Tat verbindet. Diesen Typus der Journalisten in seiner praktischen Tätigkeit zu verfolgen, ist die Absicht des folgenden Versuchs. Und zwar an einem Beispiel, das die Entwicklung langsam in den Vordergrund getrieben hat: an *Karl Kraus*, dem Herausgeber der *Fackel*. Wir bemerken, daß uns an ihm — unter Vorbehalt geringer Abweichungen — nur das Typische beschäftigt: für das Persönliche verweisen wir auf die unten benannte Schrift (von Robert Scheu).

Er ist ein Beispiel jener Journalisten, die durch die Stärke und den Ernst ihrer Persönlichkeit aus ihrem meist gesichtslosen Handwerk etwas Bestimmtes, Beziffertes gemacht haben. Und sein Weg ist ebenfalls beispielhaft für das Werden dieses Typus. Er begann mit der Zergliederung der Erscheinungen, der Geschehnisse, und sein sicherer von Nebenwünschen nicht abgelenkter Instinkt fand in dem Einzelnen bald die Bestätigungen für die allgemeinen Sätze, die mehr oder weniger dunkel im Bewußtsein des ethischen Menschen ruhen. So gelangte er zur Erkenntnis von Prinzipien, die fruchtbar genug waren, sein Weltbild zu regulieren ... Die Tatsache, daß das zeitgenössische Leben in so beschämend geringem Maße der Idee der Kultur entspricht, stellt den Tonfall *Karl Kraus'* ein, legitimiert die Schärfe und Stärke seiner Worte als Ausdruck eines sittlichen Empfindens.

... Der Journalist wächst zum Kritiker der Ereignisse, die dumpf und groß den Einzelnen verschlingen. Und dieses Gefühl gibt seiner Prosa eine Haltung, die über das Ephemere der Objekte hinwegsieht. *Kraus* bringt zu diesem Amt die große Befähigung mit. Seine Prosa ist von einer eminenten Beweglichkeit, untadelig treffend und witzig: ihr geringer Gehalt an Gegenständlichkeit läßt ihn sich nie in farbigen Eindrücken und ironischen Selbstkritiken verlieren. Immer bleibt er in sachlicher, etwas nüchterner Haltung und seine phantastischen Abenteuer sind mehr graziös stilisiertes Sprachbarock als der dumpfe Ausbruch einer geängstigten Seele. Sein Geist lebt in einem Meer von Assoziationen: Meinungen verlieren in seiner Prosa ihre Banalität und sinken in einem Tonfall, der ihnen höchste Persönlichkeit verleiht. Ein Chemiker mit eisernen Nerven sublimiert die Ereignisse zu immer stärkeren, giftigeren Essenzen. es gibt Glossen, Vierzig—Zeilen—Arbeiten von *Karl Kraus*, die in eine unendlich verkürzte Fläche die Bewegung großer Erlebnisse konzentrieren: rapid zugespitzte Worte zerfasern das Objekt und töten es mit einer nachlässigen Geste ab. Das Tempo dieses Schaffens wird durch keine Beziehung zur Außenwelt gelähmt: und die Anschauungsarmut, die seinem ganz intellektuellen Dasein durchaus entspricht, mag ihn wohl hindern, hinter einem Meer aufgewühlter Worte, die überstürzend sich maskieren, die starke Persönlichkeit zu sehen, die raffiniert diese

tosenden Wellenlinien arrangiert ¹. Er besitzt einen ausgeprägten Sinn für die mechanische Grenze des Wortes, dem kein gleich entwickelter für die Sichtbarkeit entspricht: nur so vermag sich die Vielzahl von Entstellungen sentenziöser Wendungen zu erklären, die wir a limine abzuweisen wünschen. Aber der sachliche Charakter seiner Leistung vertieft sich durch die Besonnenheit eines Mannes, der wie wenige über seine Absichten orientiert ist. Für ihn bedeuten die Geschehnisse in Wahrheit nur den archimedischen Punkt, an dem sich ein reicher Geist kristallisiert, um das durch tägliche Verletzungen immer inniger berührte Ideal im spröden Material der Torheit und gesellschaftlichen Konventionen zu objektivieren.

Über *Sprüche und Widersprüche* urteilte die '*Neue Züricher Zeitung*' (7. Dezember, Feuilleton von Hans Müller—Bertelmann) in ausführlicher Besprechung, die mit den Worten schließt:

... Daß er populär werden könne, glaubt er selber nicht. Aber, daß er es bei denen werde, für die es einen Gewinn bedeutet, eine reiche und reife Individualität kennenzulernen, ist unser lebhafter Wunsch.

Ähnlich der '*Hamburgische Korrespondent*' (20. März 1910), das '*Literarische Zentralblatt für Deutschland*' (13. August), die '*Leipziger Neuesten Nachrichten*' (9. Dezember) und andere.

In der '*Grazer Tagespost*' (21. Dezember) resolvierte ein findiger Kopf:

... Es ist im Grunde der Witz des alten Wiener Lustspiels, der hier die Hauptrolle spielt, und Hebbels Tagebücher mit ihrer anspruchsloseren Art, Einfälle einzukleiden — an diese Tagebücher lehnt sich der chinesische Maurer an — werden manchem lieber sein.

Das ist ein Lob, denn ich habe Hebbels Tagebücher noch nie in der Hand gehabt.

Über die *Chinesische Mauer* schrieben unter andern: die '*Neue Badische Landeszeitung*' (Mannheim, 20. August), das '*Leipziger Tageblatt*' (23. August), die '*Kieler Zeitung*' (30. August), der '*Londoner Generalanzeiger*' (14. September), die '*Posener Zeitung*' (22. September), die '*Usambara—Post*' (Tanga, 8. Oktober), der '*Vorbote*' (Chicago, 9. November), die '*Neuen Bahnen*' (Heilbronn, 19. November), der '*Hannoversche Courier*' (18. Dezember). Die kürzlich zitierte Kritik der '*Wiener Mode*' (von Paul Stefan) ist am 15. Dezember erschienen. Aus einer Besprechung des '*Berner Volksfreunds*' (16. Oktober):

... Zehn Jahre lang wurde Karl Kraus in Wien totgeschwiegen und daneben bestohlen. Nun beginnt sein Triumphzug. Ich weiß seit Lichtenberg keinen deutschen Mann wie Karl Kraus. Jeder Satz enthält eng zusammengepreßt die Frucht langer Gedankenarbeit und hat hinter sich ein System ... Seine Sprache ist so gewaltig zwingend, daß er ebenso verführerisch wie Nietzsche wird ... Auch wer nicht auf dem gleichen Boden steht, kann ohne höchste Achtung nicht von dem Buche scheiden, das eine Kulturtat erster Güte ist, eine Epoche im modernsten deutschen Geisterleben bedeutet.

G.

1 Hier ist wohl Herr Harden gemeint. Anm. d. Herausgeb.

[KK]

Die *'Wiener Mitteilungen literarischen Inhaltes'* (1. Januar 1911) brachten die folgende Kritik:

Vierzig im Laufe der letzten Jahre teils in der *'Fackel'*, teils im *'Simplicissimus'* erschienene Aufsätze hat Karl Kraus in einen Band zusammengefaßt, der als dritter seiner ausgewählten Schriften nun vorliegt. Eine bis zur Selbstqual gesteigerte Strenge hinsichtlich der Gestaltung des Wortes bürgt dafür, daß allem, was Kraus in seine Bücher nimmt, bleibender Wert innewohnt. Der unerschöpfliche Reichtum zeugender Kraft tritt in den Hintergrund, der Stil, der sich um das Stoffliche rankt wie ein duftendes Blütenreis um einen morschen Ast, zeugt von einer vollendeten, im Kampfe mit sich und dem Alltag groß gewordenen Meisterschaft. Ob dieser Stil ironischen Ausfällen dient, satirischen, Hieben seine Kraft leiht oder etwa gar aus dem Rinnsal trivialster Ausdrucksweise schöpft, seine Vornehmheit wird er stets bewahren. Daneben wirkt erquickend des Autors überschäumendes Temperament, die Quelle sprühenden Spottes, lodernden Zornes und bitteren Hasses. Kraus zeigt sich auch in den Aufsätzen dieses jüngsten Buches als ein Kämpfer, gleich vornehm wie rücksichtslos. Und so wird ihm sicherlich auch dieses Werk neue Verehrer und neue Feinde bescheren.

Emil Robert

Die *'St. Petersburger Zeitung'* (6. Januar):

Wem daran gelegen ist, einen selbständig denkenden Menschen kennenzulernen, der weiß, was er will, und für das, was er will, auch stets den treffenden Ausdruck zu finden versteht, — der sollte diesen Essayband von Karl Kraus, dem Herausgeber der *Wiener Fackel*, lesen. Selten hat mir ein Essayband so viel Freude gemacht wie dieser. Es stünde besser, viel besser, um die deutsche Journalistik, wenn sie mehr solche Männer hätte wie Karl Kraus. Allerdings, sich so entwickeln, wie dieses Sammelbuch ihn zeigt, konnte Kraus sich nur dadurch, daß er sich oft unter schweren Opfern und Entbehrungen seine Unabhängigkeit bewahrte — in ganz anderer Weise freilich als sein Antipode Maximilian Harden, den Kraus in einem der glänzendsten Aufsätze seines Buches »erledigt«. Bei Kraus kann man lernen, wie auch ein Zeitungsartikel zum Kunstwerk gestaltet werden kann, *ohne* feuilletonistisches Jonglieren mit Begriffen und Phrasen. Man braucht keineswegs immer einer Meinung mit Kraus zu sein, um dennoch die Selbständigkeit, Schärfe und Tiefe seiner Urteile würdigen und schätzen zu können. Echte Kritik will ja keineswegs dem Leser absolute Wahrheiten predigen, sie will ihm nur helfen, sich ein eigenes selbständiges Urteil zu bilden. Es ist kaum eine Frage des öffentlichen Lebens, die Kraus in seinem Buch unberührt läßt — und immer weiß er etwas Treffendes und Neues zu sagen, sei es nun über den Moltke—Harden—Prozeß, oder über Messina, oder die moderne Operette oder die Entdeckung des Nordpols. Merkwürdig starke Wirkungen weiß er zu erzielen durch die bloße Zusammenstellung von Tatsachenmaterial, wie in den Aufsätzen »Die Mütter« und »Die weiße Kultur«, in denen die unglaublichsten Abnormitäten unseres Gesellschaftslebens bloßgestellt werden — un-

glaublich, eben weil sie so ganz alltäglich geworden sind. Auch wo Kraus nicht mit Keulen dreinschlägt, wo er harmlose Lächerlichkeiten des 20. Säkulums in harmloser Form verspottet, fesselt und reizt er — eben, weil man auch hier die Empfindung hat, es mit einem ernstesten Mann zu tun zu haben, der nicht etwa seinen Witz an Bagatellen übt, sondern für den auch das Kleine und Kleinste eine große symptomatische Bedeutung hat. Man lese daraufhin Aufsätze wie »Die Malerischen«, »Von den Sehenswürdigkeiten«, »Von den Gesichtern« — und noch viele, viele andere. Man mag das Buch aufschlagen wo man will — man ist immer wieder gefesselt und angeregt. Man kommt nicht los von ihm, sondern muß immer weiter lesen. Es ist wirklich »ein Spiegel und eine Chronik des Jahrhunderts«.

Arthur Luther

Über *Heine und die Folgen* schrieben durchaus zustimmend: die '*Zeit am Montag*' (Berlin, 5. Dezember), die '*Freisinnige Zeitung*' (Berlin, 11. Dezember), der '*Londoner Generalanzeiger*' (24. Dezember) und die '*Hamburger Nachrichten*' (25. Dezember); ferner die '*Wage*' (Wien, 24. Dezember).

Der '*Demokrat*' (Berlin, 1. Januar 1911) brachte die folgende Kritik:

Der Kulturkritiker Karl Kraus wird gequält zusammenzucken, wenn ihm die Zeitplage Adolf Bartels für diese Tat Beifall klatscht. Und Bartels wird Beifall klatschen. Und wenn Karl Kraus zehn chinesische Mauern zwischen sich und dem teutschen Literaturulk errichten wollte, die Bartelsgemeinde wird nicht aufhören, ihn als Kampfgenossen auszurufen.

Das werden für Kraus die Folgen dieser Broschüre sein.

Es ist eine böse Schrift. Als eine peinliche Provokation wird sie von denen empfunden werden, die Karl Kraus schätzen. Aber was würden ihre schüchternen Einwände schließlich besagen. Ich kenne, in Deutschland, nur einen Kulturmenschen, der das Recht hat, Kraus für diese Tat zu stellen. Er heißt Alfred Kerr.

Franz Pfemfert

Ich hab's riskiert. (Fern sei es von mir, in solchem Fall die im Grunewald kompromittierte Wendung »Ich hab's gewagt« zu gebrauchen.) Wenn Herr Alfred Kerr es auch riskiert, soll's mir ein besonderes Vergnügen sein. Was das Vergnügen des Herrn Bartels anlangt, so glaube ich, daß es überschätzt wird. Keinesfalls soll man Wichtiges ungetan lassen, weil sich ein Jägerhemd darüber freuen könnte. Mir sind die literarischen Schmalzthesen ebenso unangenehm. Jedemnoch, wenn Herr Bartels eine Zeile von meiner Heine—Schrift verstehen sollte, so ziehe ich sie ganz zurück. Sein Heine—Haß ist in ihr mit derselben Handbewegung abgetan wie die Heine—Liebe, die im Namen Karpeles glänzt. Der Kritiker, der die Distanz nicht spürt oder wenn er sie spürt, mich für die, die sie nicht spüren, verantwortlich macht, hat auch im '*Blaubuch*' (Berlin, 5. Januar) einen Aufsatz unter dem Titel »Karl Kraus« veröffentlicht, der so beginnt:

Wem, in Preußen—Deutschland, hat dieser Name vor fünf, vor drei Jahren etwas gesagt? Karl Kraus. Ein kleiner Kreis von jungen Literaten schätzte den Träger dieses Namens als den geist—und temperamentreichen Herausgeber der Wiener Zeitschrift '*Die Fackel*', ergötzte sich an dem Brillantfeuerwerk satirischer Glos-

sen, das in diesem Organ dreimal monatlich jäh aufflammte. Aber mehr als ein witzreicher Kopf war Karl Kraus ihnen nicht.

Und auch in Wien, dem ständigen Wohnort Karl Kraus', erblickte man fast ein Jahrzehnt lang in dem Herausgeber der roten Fackelheftchen nur den rücksichtslosen Spötter, dem nichts heilig, war, dem der Witz sozusagen Selbstzweck zu sein schien.

Heute hat man in Berlin und in Wien längst eingesehen, daß Kraus die Hoffnungen der lachbedürftigen Leser seiner 'Fackel' arg enttäuscht hat.

Mit einer Schnelligkeit, die den Zeitgenossen Schwindelanfälle schuf, wandelte sich der Kraus'sche Witz in Satire und die Satire in Kulturkritik.

Und dann erschienen in rascher Folge drei Bände »Ausgewählter Schriften«, die den Verfasser plötzlich weit über Österreichs Grenzen hinaus berühmt machten, die Karl Kraus in die Reihe unserer besten deutschen Schriftsteller stellten.

Was diese drei Bände bieten, ist freilich nicht für den deutschen Philister bestimmt; aber es sollte kein Mann das Recht haben, über Kulturfragen zu reden, der sich nicht zuvor mit Kraus' Geisteswerken auseinandergesetzt hat ...

Nachdem der Verfasser dann seine früheren enthusiastischen Kritiken zitiert und mich einen »Neuschöpfer der deutschen Sprache« genannt hat, schließt er:

Dieser Aufsatz war bereits für den Druck vorbereitet, da erhielt ich, von dem Verlag Albert Langen in München, ein neues Werk von Karl Kraus, die Broschüre »Heine und die Folgen«. Es fehlt mir hier der Raum, diese neueste Schrift Kraus' auch nur flüchtig zu charakterisieren. Und es fehlt mir auch die Legitimation, dem Kraus dieser Broschüre die gebührende Antwort zu geben. Aber ich möchte doch eines sagen: Der Kulturkritiker Karl Kraus, von dem mein Aufsatz berichtet, hat sich dieser Schrift gründlich zu schämen.

Aber ich schäme mich vorläufig bloß des fehlerhaften Nachdrucks der »Welt der Plakate«, den das 'Blaubuch' im gleichen Heft ohne meine Zustimmung gebracht hat und in welchem auch der dort zitierte schönste Satz von Schiller kaputtgemacht ist. (»Ein andres Antlitz, eh sie geschehn ... «) Da ich die Gefahren des Druckes wie kein deutscher Schriftsteller erlebe, weil ich wie kein deutscher Schriftsteller vom Wort lebe, so verbiete ich den Nachdruck, den wie den Druck zu kontrollieren ich nicht nervenstark genug bin. Zeitschriften, die sich an dieses Verbot nicht kehren, muß ich mindestens zu einer Berichtigung der Druckfehler zwingen. Das ist ja eben der Jung und Alt verlockende Zauber der Heineschen Sprache, daß sie einen schleuderhaften Nachdruck leichter verträgt. Der Gedanke hat Spielraum auf einer Seite, und darum kommt es nicht so sehr darauf an, ob ein oder das andre Wort anders gelesen wird. Bei mir haben es die Drucker und die Redakteure gar zu schwer, von den Lesern nicht zu sprechen. In einem Komma sitzt der Witz, und wenn es einmal fehlen wird, werde ich aus dem Grab dem Korrektor zurufen, daß er ein Schurke ist. Es ist nur verwunderlich, daß man diese Schwäche nicht längst schon erkannt und nicht schon vor meiner Heine—Schrift gespürt hat, wie ich mit jedem Atemzug meines pedantischen Denkens diesen großzügigen Satiriker ablehnte; daß mich einer einen Neuschöpfer der deutschen Sprache nennt und dann entsetzt ist, wenn ich die radikalste Offenbarung zu seinem Glauben liefere. Vielleicht ergibt jetzt eine Revision des Ur-

teils über mich, daß aus jedem Wort, welches ich je geschrieben habe, das Heine—Problem starrte und der Heineismus sich als erledigt der Nachwelt empfahl. Vielleicht wird man das noch lange nicht merken: und die Revision vorläufig zu meinen Ungunsten ausfallen. Denn ihren Heine revidieren sie nicht, das steht nun einmal fest. Was fangen die Kommerzrentenräte ohne die Loreley an und die Demokraten ohne das Übrige? So rasch lernt Alt und Jung nicht um. Immerhin verdient es bemerkt zu werden, daß der Verlag Cassirer in Berlin den »Schnabelewopski« mit Zeichnungen von Pascin herausgegeben hat und daß dann einem Kritiker der 'Frankfurter Zeitung' das Geständnis entglitt, der transzendente Humor dieser Zeichnungen wirke »nur für sich selbst«, Heines Prosa verrate keine Verbindung mit ihm, sie mute daneben »fast journalistisch und derb und (an wem liegt es nun?) ein wenig altmodisch an.« Ja, an wem liegt es nun? Pascin wird durch Heines Text nicht geschädigt. Pascin muß also die Schuld haben. Der Snobismus hat geglaubt, daß das Feinste für Heine gerade fein genug sei, und der Liberalismus erkennt plötzlich seinen Heine nicht wieder. Er ist dabei sicher ganz unabhängig von meiner Schrift und wird sich solche Seufzer justament nicht entfahren lassen, wenn man ihn bekehren will. Vorläufig habe ich mich zu schämen. Freilich hatte ich aus mancher Huldigung die Zuversicht genommen, daß solche Jugend vor der Versuchung, das Heine—Denkmal für eine Zeitfrage zu halten, gefeit sei. Nein, anstatt froh und glücklich zu sein, daß einer sie von der Verpflichtung eines verjährten Glaubens befreit, entziehen sie ihm das Vertrauen und wünschen, er möge sich seiner Konsequenz schämen. Wie indes könnte man von einem, den man Schöpfer nennt, verlangen, daß er sich am siebenten Tag schäme? Sie haben es wohl verlernt, und ich solls ihnen wieder einmal vormachen. Wenn ich ein Neuschöpfer der deutschen Sprache bin, welche habe ich vorgefunden? Sie spüren nicht, wie diese Heine—Polemik innerhalb meiner Schlachtordnung spielt und wie sie als organische Zusammenfassung meiner selbst organisch zusammenfaßt, was in der Zeit vorhanden ist, möge es dieser auch gelingen, ein versäumtes Heine—Denkmal nachzuholen. Es ist aber ungerecht, den Totengräber des Mordes zu beschuldigen: sie fürchten für ihren Heine, und ich habe ihm nur Ruhe verschafft; ich habe in dieser Schrift nicht Heine erledigt, aber mehr.

» ... Kraus schickte mir dieser Tage sein Heinebüchlein. Es ist der formidabelste Angriff, und der bestfundierteste. Heine selbst wird diesem Angriff vielleicht widerstehen, der Heineismus bleibt auf der Strecke. Hier fühle ich mich Kraus am nächsten. Es ist der Wille zur Form im organischen Sinn des Wortes, der ihn treibt. Eigentlich ein merkwürdiger Positivismus bei diesem Zerstörer, der überall aus Antinomien hervowächst und zur Dauer strebt.«

Diese Sätze stehen in einem Brief, den Samuel *Lublinski* kurz vor seinem Tode, am 6. Dezember aus Weimar an einen Wiener Freund gerichtet hat.

Die Wiener Journalistik aber wird für die Verdienste, die sie sich um mich erwirbt, nunmehr zum Gespött der kleinsten österreichischen Provinzpresse sowohl als der großen reichsdeutschen Presse. Zwei Beispiele an demselben Tage. Aus einem Feuilleton »Bücher von Karl Kraus« von Ludwig *Winder*, das im '*Bielitz—Bialaer Anzeiger*' (4. Januar) erschienen ist:

Die Wiener Blätter, die einmal wöchentlich die deutsche Literatur beschnüffeln, haben den nie vorher an ihnen wahrgenommenen Mut gehabt, die Bücher von Karl Kraus lebendigzuschweigen. Die Chefs der Inseratenteile haben es sich ruhig gefallen lassen, daß die Feuilletonredakteure den Beweis erbrachten, auch etwas vom

Reklamefach zu verstehen. Nie war eine Reklame lauter und überflüssiger ... Der grandiose (großartige wäre nicht treffend genug) Reichtum dieses genialen Denkers und Sprachkünstlers tritt erst in den Büchern so deutlich zutage, daß man das erschreckte Schweigen der Literaten versteht, die größenwahnsinnig genug sind, ihn für einen Konkurrenten zu halten ... Ich denke über Heine anders als Kraus. Heine, von dem Dehmel sagt, daß er »unsere Muttersprache mächtiger sprach als alle deutschen Schulzes oder Meiers,« gilt Kraus als Vater der modernen Journalistik. Das hieße ihr denn doch zu viel Ehre erweisen. Der Sprachrausch, in dem Kraus seinen Aufsatz »Heine und die Folgen« schrieb, ließ ihn die Grenzen selbst der subjektivsten Kritik übersehen, Dennoch schätze ich sein Heinebuch höher als alle früheren Bücher über Heine. Es ist mit einem unvergleichlichen Elan geschrieben ... Ich habe in den »Sprüchen und Widersprüchen« keinen Widerspruch gefunden, sondern eine wundervolle geschlossene Kette aus Sprüchen, deren Sprachglanz den landläufigen Schriftstellern ebenso Schwindel verursachen kann wie ihre Tiefe. Ein Spruch von Kraus macht mir mehr Vergnügen als zehn Leitartikel von Harden.

Und die '*Frankfurter Zeitung*' brachte am 4. Januar die folgende Korrespondenz:

g(AUCH EINE SAALABTREIBUNG!) Man schreibt uns aus Wien: Es ist immer dasselbe! Die Menschen lernen nichts aus den Dummheiten der andern; sie müssen erst sich selber die Finger verbrennen. Aus der Nummer der '*Fackel*' erfahren wir, daß der Herausgeber Karl Kraus, der hier eine Vorlesung halten wollte, das Opfer einer regulären *Saalabtreibung* geworden ist. Die ihm den Saal abgetrieben haben, sind aber nicht die hohen Behörden mit ihrem Drucke, sondern — die *Wiener Presse*, die sonst über derartige Manöver, wenn sie von andern verübt werden, genau so urteilt wie jetzt die andern urteilen werden. Am 28. Dezember sollte Kraus im Bösendorfer—Saale lesen. Plötzlich nimmt der Eigentümer die Erlaubnis zurück. Dann vereinbarte die Konzertagentur, die die Vorlesung veranstaltete, mit dem Uraniatheater den 6. Januar als Vortragsabend. Aber auch die Urania zieht sich unter nichtigen Vorwänden zurück und versagt ihr Lokal. Warum? Kraus ist ein Feind der Presse, und sowohl Bösendorfer als die Urania sind auf die Gunst der Presse angewiesen. Nun kann man ja gewiß niemanden zwingen, sich selber zu schaden und den Feinden seiner Freunde gefällig zu sein. Hätten also Bösendorfer und die Urania das Ansuchen der Veranstalter mit Rücksicht auf die Physiognomie des Vorlesers, die ihnen nicht zu gefallen braucht, zurückgewiesen, so hätte kein Mensch das Recht gehabt, sich über die Sache aufzuhalten. Aber weder Bösendorfer noch die Urania haben von vornherein daran gedacht, Herrn Kraus auszusperrn; sie haben offenbar erst infolge irgendeiner Intervention sich die Sache anders überlegt. Wer interveniert hat, wird natürlich nicht festzustellen sein, denn in Österreich versteht man sich meisterhaft auf das System der Mittelpersonen, die man jederzeit verleugnen kann, wenn etwas aufkommt. Aber man täuscht damit doch niemanden. Denn die Schulbuben werden sichs auf dem Nachhauseweg erzählen: Der Kraus hat eine Vorlesung halten wollen und die »Journal-

le« hat es nicht zugelassen. Dadurch wird natürlich die »Beliebt-heit«, deren sich die Presse ohnehin erfreut, noch erhöht. Was wäre aber dabei gewesen, wenn man dem Mann, den man ja doch nicht mundtot machen kann, das Vergnügen gelassen hätte, sich auch als Vorleser zu produzieren? Die Leute hätten darin mit Ohren gehört, was sie monatlich einmal mit ihren Augen lesen: daß in der Presse nicht alles zum besten bestellt sei und der Mensch erst anfängt, wo die Abhängigkeit von der Zeitungslektüre aufhöre. Vernünftige Zeitungsleute können sich damit durchaus zufriedengeben, weil es für sie gar nichts Langweiligeres gibt als eine Öffentlichkeit, die nur ein Zeitungsecho ist. Allerdings, gewisse Zeitungspäpste ertragen nicht einmal den Gedanken, daß irgend-
etwas auf Erden sich ihrer Macht entziehen und ihnen den gewohnten Kotau verweigern könne. Die scheuen denn auch vor un-
sauberen Mitteln nicht zurück, Respektlose zu maßregeln und wo-
möglich aus ihrem Machtbereich ganz zu entfernen. Dabei treiben sie reine Vogelstraußpolitik. Sie lügen sich nur vor, der andere existiere nicht mehr, wenn sie ihren Bann über ihn verhängt ha-
ben. In Wirklichkeit wird der andere in ihrem Bann und gerade durch ihn dick und fett, denn der Abscheu gegen journalistischen Größenwahn und Machtmißbrauch ist so groß, daß selbst Minder-
bemittelte, als Karl Kraus ist, von ihm ganz gut leben können. Hät-
ten die von dem Verdacht der Saalabtreibung Betroffenen ein Fünkchen gesunden Verstand und in ihrem Allmachtsrausch auch nur einen lichten Moment, so müßten sie den ihnen vielleicht von
übereifrigen Subalternen erwiesenen Liebesdienst mit Händen und Füßen abwehren. Durch Feigheit und Kleinlichkeit entwaffnet man keine Gegner, man schafft sich nur tausend neue dazu. Die Wiener Presse aber kann mit denen, die sie schon hat, vollauf ihr Auskommen finden.

Über den Leseabend in Brünn hat sich nachträglich noch der '*Volksfreund*' (sozialdemokratisch) geäußert:

Karl Kraus, der Herausgeber der 'Fackel', las in der Vorwoche in der »Neuen akademischen Vereinigung«. Karl Kraus — er selbst dürfte es vielleicht übel vermerken — ist ein Programm. Ein Programm, das keine Anhänger werben will und dem man sich den-
noch in vielen Punkten willig ergibt. Man mag zu seinen parado-
xen Anschauungen stehen wie man will, — wenn dieser Wiener nichts anderes geleistet hätte, als daß er ein paar papierene Göt-
zen ins Wanken gebracht, daß den vielen des »Publikums«, die sonst die verschnörkelten Oberflächenweisheiten anerkannter Meinungserzeuger nur mit heiligem Schauer zu genießen wagten, nun mitten im Satze plötzlich der Name — oder Begriff — Kraus einfällt, wenn er nicht mehr erreicht hätte, als daß den Normal-
leser unwillkürlich ein kritisches Empfinden überfällt, es wäre al-
lein schon ein Verdienst von höchst aktueller Bedeutung. Wer aber Kraus' Entwicklung verfolgt hat, wird mit Staunen merken, wie sich dieser spöttische Ironiker des Tages zu einer Weltan-
schauung voll tiefem Ernst und liebevollem Ingrimm durchgerun-
gen hat. Eine Auffassung des Seins, die, weil sie aus der Umge-
bung doch nicht herauskann, sich auf die eigene Persönlichkeit zurückzieht. Sie spricht sich vor allem in seinen Aphorismen aus,

die man mit der Zeit schon noch werten lernen wird, und von denen Kraus einige vorlas. Er hätte sie nicht lesen sollen. Denn um an ihnen die völlige geistige Indifferenz der Zuhörer zu erproben, dazu sind sie denn doch zu gut. Die köstliche Satire »Der Biberpelz«, das groteske Phantasiestück »Die Welt der Plakate«, »Das Ehrenkreuz«, die wirkungsvolle Auspeitschung der öffentlichen, gesetzlich fixierten Toleranz, die in jedem Belange nach dem »Büchel« vorgeht, folgten. Den Abschluß bildete »Die chinesische Mauer«, eine Phantasie, die anknüpfend an die Ermordung der Elsie Siegl in New—York durch einen chinesischen Kellner, in Worten von geradezu monumentaler Wucht eine Götterdämmerung der christlichen Ethik malt. Man muß das vom Verfasser selbst lesen hören, um die Kraft dieser Schilderung unmittelbar zu fühlen. Wie Kraus liest? Mit allen Techniken des Rezitators und mit allen Nerven. Und man ist erstaunt, wie dieser rechte Schreibstoff plötzlich noch einmal auflebt im Zusammentreffen des adäquatesten Ausdrucks für die feinste Empfindung. Daran erweist sich der virtuose Beherrscher der Sprache. Wer die Vorlesung mit angehört, wird das Gehörte als dauernden Wert behalten.

Dr. R. F.

Die Wiener Saalverweigerung aber wird in Prozeßberichten besprochen werden. Bis jetzt haben auch die '*Jugend*' (München 1911, Nr. 3) unter dem Titel »Geistige Waffen« und der '*Pesti Naplo*' (6. Januar) unter dem Titel »A bojkottalt iro« (Der boykottierte Schriftsteller) den Fall behandelt. Der tatsächliche Vorgang, hinter dem ich bloß eine Fleißaufgabe der Saalbesitzer vermute — eine, die von der journalistischen Aufsicht nicht verlangt, aber unter Umständen vermißt wird —, ist in dem ungarischen Blatt als amerikanischer Roman dargestellt. Aus der Dollarperspektive ist der Satz geholt:

Des Herausgeber der Zeitschrift, welcher über ein ansehnliches Vermögen verfügt, ist ein unabhängiger Mann, dem die Gegnerschaft der Presse nicht viel anhaben kann und der sich um dieselbe auch nicht bekümmert. Jetzt aber, da er zum erstenmal öffentlich auftreten wollte, mußte er die traurige Erfahrung machen, daß auch ihn die weitreichende Hand der Presse erreichen kann.

Die Auffassung, daß ich meine geistige Unabhängigkeit einer materiellen verdanke, und die Behauptung selbst, daß ich im Wohlstand lebe, sind Lügen, die planmäßig von jenen in Umlauf gesetzt wurden, die ihren Wohlstand ihrer geistigen Abhängigkeit verdanken. Wenn mich die weitreichende Hand der Presse wirklich erreichen sollte, müßte ich mich waschen. Da sie es bloß versucht, spucke ich ihr drauf und lese am 1. Februar im Ingenieur— und Architektensaal.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**